

Fünfhundert Jahre in der Kirche von Rosenfeld - ein Rückblick in die Geschichte

1) Das Jahr 1496

Liebe Gemeindeglieder aus Rosenfeld, liebe Freunde unserer Stadtkirche!

Der Kirchengemeinderat hat schon seit längerer Zeit beschlossen, in diesem Jahr 1996, in dem wir auch an den Tod unseres großen Reformators Martin Luther denken, auf fünf-hundert Jahre Kirchengeschichte unserer evangelischen Stadtkirche zurückzublicken. Es ist uns aber schnell klargeworden, daß dieses Datum für unsere Stadtkirche selbst höchst willkürlich gewählt ist. Natürlich gibt es einen sehr akuten und sichtbaren Anlaß. Über dem Eingangsbereich unserer Kirche kann man einen Gewölbeschlußstein anschauen, der ganz eindeutig die Jahreszahl 1496 trägt. Irgendetwas ist also in diesem Jubiläumsjahr 1496 in der Kirche passiert, ein Umbau, eine Vergrößerung oder was immer. Und da lohnt es sich schon, nachzudenken über jene Zeit vor 500 Jahren.

Natürlich gab es nicht erst seit 1496 in Rosenfeld eine Kirche. Eine solche muß schon mehr als 200 Jahre vorher bestanden haben, denn es ist ja undenkbar, daß eine Siedlung, die schon im Jahr 1255 in einem Dokument als "Stadt Rosinvelt" genannt wird, keine Kirche gehabt haben könnte. Ja sogar die früheste Burganlage der Herzöge von Teck auf dem Sporn über dem Stunzachtal wird sicher eine Burgkapelle besessen haben, und vielleicht stammt irgend ein Teilbereich unserer Kirche, der Chorraum vielleicht oder der Eingangsbereich, aus jener Zeit. Das soll uns aber nicht daran hindern, das Jahr 1496 unter dem Gesichtspunkt "500 Jahre in der Kirche von Rosenfeld" im Rückblick genauer aufs Korn zu nehmen.

Die erste spontane Erinnerung eines Historikers unserer Gegend an dieses Datum verbindet sich mit Herzog Eberhard im Bart von Württemberg, denn er ist 1496 gestorben. Und daß er etwas mit Rosenfeld zu tun hatte, weiß jedermann, dem etwa die gewaltige Baumasse des Rosenfelder "Fruchtkastens" ins Auge fällt. Aber darüber etwas später.

Der Ausgang des 15. Jahrhunderts war eine allgemeine Umbruchzeit. Geschichtsbücher sprechen vom Ende des Mittelalters und dem Anbruch der Neuzeit, und sie verbinden diesen Einschnitt in die Gesamtgeschichte der Welt mit einigen bekannten Daten.

Im Jahr 1492 war Christoph Kolumbus mit drei nach heutigen Maßstäben winzigen Schiffchen aus Palos in Andalusien aufgebrochen, um die reichen Länder Indiens auf dem Weg nach Westen zu erreichen. Und er hat, ohne es zu wissen, den amerikanischen Kontinent wiederentdeckt. Dabei war es gar nicht so lange her gewesen, daß man überhaupt darüber nachdachte, daß wohl die Erde eine Kugel sei und keine Scheibe, und daß sie sich um die Sonne drehe und nicht umgekehrt. Der damaligen Kirche waren solche Gedanken noch ausgesprochen zuwider, und sie schätzte darum die Entdecker und ihre Theoretiker wenig.

Fünf Jahre später, im Jahr 1497, brach von Lissabon der Portugiese Vasco da Gama auf, um umgekehrt auf dem Weg um die Südspitze Afrikas herum Indien zu erreichen, und der Papst in Rom hatte sich daraufhin beeilt, durch eine Bulle die Welt in zwei Teile zu teilen, eine portugiesische und eine spanische. So allmächtig fühlte sich die Kirche noch kurz vor der Reformation.

Es gab damals natürlich auch die andere, die konservativ-beharrende Weltanschauung, und sie setzte Machtmittel ein, um alles unangenehme Denken zu verhindern. Vorreiterin in diesem Denken war vor allem die Weltmacht Habsburg, gegen 1500 durch die Zusammenheirat österreichischer, burgundischer und spanischer Königskinder entstanden. So war denn schon Kaiser Maximilian I in Europa und natürlich auch in unserem Landstrich übermächtig geworden, nachdem ja die Grafen von Hohenberg hatten Konkurs anmelden müssen. Daß man Maximilian den "letzten Ritter" nannte, kennzeichnet die rückwärts-gewandte, konservative Denkart dieses Habsburgers, sein Enkel Karl V gleich mit eingeschlossen. Wenn wir schon Spanien genannt haben, müssen wir auch von dort ein paar Daten nennen, die ganz schauerliche Geschehnisse aus stockkonservativem Geist einschließen.

1592, im Jahr der Ausfahrt des Kolumbus, hatte das "heilige" Königspaar Ferdinand von Aragon und Isabella von Kastilien Granada erobert, den letzten Stützpunkt der arabischen Mauren auf europäischem Boden. Gefolgt wurde diese Eroberung von einer völligen Vertreibung aller Juden und der meisten Mauren aus Spanien. Dieser Brutalität verdanken wir den Aufmarsch der Osmanen auf dem Balkan bis vor die Tore von Wien. Denn die Juden

wurden von den Osmanen freundlichst aufgenommen und ihre hohen Kenntnisse alsbald in der Kriegstechnik verwertet. Aber auch sonst ging es in Spanien nicht gerade "aufgeklärt" zu. Im Jahr 1499 starb der Großinquisitor Torquemada, der sich rühmte, mehr als 30 000 Juden, Mauren und Ketzer auf den Scheiterhaufen gebracht zu haben, jeweils nach schauerlichen Folterungen durch die Schergen der Inquisitionsgerichte. So herrschte in der konservativ-katholischen Welt Habsburgs und Portugals ein geistiges Klima, das der Offenheit im Gefolge der Entdeckungen Hohn sprach.

Die Gegenbewegung gegen dieses wirklich finstere Mittelalter nennen wir den Humanismus. Auch hier seien zwei Namen für viele genannt, einmal der des Königs der Humanisten Erasmus von Rotterdam und zum andern der einer bedeutenden Frau. Mechthild von der Pfalz hatte hintereinander einen Württemberger und einen Habsburger geheiratet und als Witwensitz das österreichische Rottenburg erhalten, das sie in ein Zentrum humanistischer Bildung und Kunst verwandelt hatte. Sie war die Mutter unseres Grafen und Herzogs Eberhard im Bart. Damit sind wir ja nun Württemberg und Rosenfeld schon wesentlich nähergerückt als mit Amerika und Granada. Erinnern wir uns nur kurz daran, daß im Zuge der humanistischen Bildungsreform Rosenfeld eine der vier ersten Lateinschulen erhielt, die mit einiger Wahrscheinlichkeit zunächst im "Spital", dem jetzigen Bürgerhaus untergebracht war. Auf den Universitäten ganz Deutschlands tauchen alsbald Studenten auf, die aus Rosenfeld stammten.

Haben wir bisher den allgemeinen und ein wenig weltgeschichtlichen Rahmen abgesteckt, in dessen Zusammenhang unser Jubiläumsjahr 1496 hineingestellt werden muß, so wenden wir uns jetzt Herzog Eberhard im Bart selbst zu.

Bekannt ist Eberhard vor allem durch jenes Ruhmeslied, das man in unserer Jugend in der Schule noch auswenig lernte: "Preisend mit viel schönen Reden..". In ihm steht im drittletzten Vers jene Zeile, die von Eberhards Ruhm spricht: "Eberhard, der mit dem Barte, Württembergs geliebter Herr..". Und das ist nun alles andere als eine Übertreibung. Man hat ihn tatsächlich in Württemberg geliebt als einen vorbildlichen Landesvater. Dabei hat er das ganze Land gar nicht lange regiert, nur von 1482 bis 1496. Vorher konnte er als Graf von Urach nur über die Hälfte des geteilten Landes entscheiden, denn sein Großvater und dessen Bruder hatten sich nicht für eine gemeinsame Regierung entscheiden können und das Land in zwei Teile zertrennt, den Uracher und den Stuttgarter Landesteil. Es brauchte die ganze Kunst einer geduldigen Diplomatie, bis Eberhard im Bart seine Stuttgarter Vettern und deren Berater zur Wiedervereinigung bewegen konnte, und ohne deren Verhaßtheit im Volk und ihrer Verschwendungssucht wäre der Münsinger Vertrag von 1473 nicht zustande gekommen, in dem die fernere Unteilbarkeit des wiedervereinigten Landes festgeschrieben wurde.

Aber wir müssen uns noch an ein Geschehnis aus der ersten Regierungszeit Eberhards erinnern, das auf seinen Charakter und auf die Wahl seiner Berater wesentlichen Einfluß übte, nämlich seine Pilgerreise nach Jerusalem im Jahr 1468. Diese war für den jungen Grafen alles andere als ein Spaziergang, er kam als ein zutiefst frommer Fürst aus dem Heiligen Land zurück. Bekanntlich ist auch diese Episode seines Lebens bedichtet worden, in dem Lied, das so beginnt: "Graf Eberhard im Bart, vom Württemberger Land, der zog auf frommer Fahrt an Palästinas Strand." Eberhard hat von nun an aus einer tiefinnerlichen Frömmigkeit heraus gelebt und regiert, und das hatte bei ihm wie bei vielen späteren Schwaben äußerst praktische Folgen und war keine fromme Introvertiertheit. Mit einer dieser Folgen müssen wir uns etwas ausführlicher beschäftigen, denn sie hat unmittelbar mit Rosenfeld zu tun.

Die meisten unter uns werden wissen, daß das Rückgrat der mittelalterlichen Kirche ihr Mönchtum war. Es ist hier nicht möglich, darüber ausführlicher zu reden, aber der Gang der Reformation Luthers hat aufgezeigt, daß das Mönchtum jeder Couleur in eine Krise geraten war, denn die mönchische Praxis wollte durchaus nicht mehr mit der Theorie der großen Mönchsväter zusammenstimmen, ob sie nun Benedikt, Augustin, Franziskus oder Dominikus hießen. Die meisten Orden sind damals dem Sog der Macht und der Kirchenpolitik erlegen.

Es gab aber zur Zeit Eberhards eine Gruppe von Halbmönchen aus dem Laienstand, für die das allgemeine negative Urteil über die "Möncherei", wie Luther später sagte, nicht zutraf. Das waren die "Brüder vom gemeinsamen Leben". Entstanden sind sie in Holland, und sie hatten sich vor allem zur Aufgabe gemacht, den Menschen gute und fromme Bildung

zu vermitteln, indem sie Schulen bauten oder vorhandene Schulen mit Lehrern ausstatteten. Zwei Namen muß man sich merken. Das war zum ersten Thomas vom Kampen oder Thomas a Kempis, dessen Andachtsbuch das wohl meistgelesene Buch vor Erfindung des Buchdrucks war, unzählige Male abgeschrieben und weiterverbreitet. Und dann war da der Humanist und Theologieprofessor Gabriel Biel, dessen dogmatisches Werk Luther als Mönch bei seinem Theologiestudium durchackern mußte.

Herzog Eberhard hat diese "Brüder vom gemeinsamen Leben" im Rheinland kennengelernt und nichts unversucht gelassen, sie in Württemberg ansässig zu machen. Für sie erbaute er in Urach die Amanduskirche und das Brüderhaus, das bis heute erhalten geblieben ist, zunächst als Pflanzstätte für Generationen von württembergischen Theologen und Juristen, also als Seminar, und heute als Einkehrstätte unserer Landeskirche. Gabriel Biel war in Urach der erste Abt 1477. Aber auch in Herrenberg, in Dettingen/Erms, in Tachenhausen und in Tübingen entstanden Brüderhäuser, vor allem aber entstand auf dem Einsiedel im Schönbuch das Stift St. Peter, von dem noch ein paar Reste zu sehen sind.

Hören wir auf das Selbstverständnis dieser Bruderschaft, wie es Gabriel Biel selbst formuliert hat: "Wir bekennen ehrlich und in aller Freiheit, daß wir keinen Orden haben, weil wir weder Mönche sind noch Gelübde ablegen. Und dies wird niemand verärgern, der die Angelegenheit vernünftig betrachtet. Gibt es auch viele Mönche, die mehrfache und große Gelübde ablegen, so genügt es uns jedoch, nach Vollkommenheit zu streben und in der Freiheit des christlichen Gesetzes unter dem einen Abt Jesus Christus zu leben."

Es ist überhaupt nicht abzuschätzen, welchen positiven Einfluß diese bescheidenen Brüder auf den frommen Herzog ausgeübt haben. Sie machten ihm klar, daß ein guter Landesfürst seine Untertanen mit Predigt und Seelsorge reichlich versehen müsse, und bald hatte Württemberg unter Eberhard die größte Pfarrerdichte in ganz Europa, was sogar dem Papst auffiel, der einmal erklärte, der württembergische Graf sei auf seinem Territorium selbst so etwas wie ein Papst.

Das nächste wichtige Ereignis, an dem die Brüder maßgeblichen Anteil hatten, war die Gründung der Tübinger Universität im Jahr 1477. Die juristische und politische Arbeit bei dieser Gründung, einer der ersten eines Landesfürsten überhaupt in Deutschland, leistete zwar der Kanzler Eberhards, der Humanist Johannes Vergenhans, aber die Brüder stellten mit Gabriel Biel, Wendelin Steinbach und Peter Brun die theologische Professorenelite, die die neue Universität bald berühmt machte. Bekanntlich hat auch Melancthon hier längere Zeit gewirkt und gelernt. Ergänzt hat Eberhard die Arbeit an der Universität durch die kräftige Unterstützung der Uracher Buchdrucker, und wir spüren an solchen konzertierten Aktionen, wie ernst es dem Grafen mit der Bildungsreform in Württemberg war.

Noch ein Name muß in diesem Zusammenhang genannt werden. Tübingens Universitätskanzler Vergenhans berief den Pforzheimer Humanisten Johannes Reuchlin nach Tübingen, der dafür bekannt ist, daß er den mittelalterlichen Antisemitismus an entscheidender Stelle durchbrach. Er wollte nicht einsehen, daß man den jüdischen Talmud vernichten sollte, nur weil er von jüdischen Rabbinen stammte. So lernte er bei einem Rabbiner Hebräisch, gab auch ein hebräisches Lehrbuch heraus und wurde prompt von einem Gehilfen der Inquisition, dem getauften Juden Pfefferkorn angegriffen. Er wurde darauf zu einer allerdings milden Strafe verurteilt, aber die ganze humanistische Gelehrtenwelt trat für ihn ein. In den sogenannten "Dunkelmännerbriefen" goß man ganze Kübel von Spott über die ungebildeten rheinischen Kleriker aus. Meist steckte dahinter der Humanist und Dichter Ulrich v. Hutten. Die Tübinger Universität war so in ihrer Anfangszeit ein wichtiges Zentrum jenes aufgeschlossen-humanistischen Denkens, das die Haarspalterei der mittelalterlichen Dogmatiker satthatte und zurückwollte "zu den Quellen", nicht zuletzt zu den Quellen der heiligen Schrift. Wahrscheinlich ist hier auch die spätere württembergische "Worttheologie" gefördert worden, die später in Johannes Brenz, Lukas Osiander und Johann Albrecht Bengel, um nur wenige zu nennen, so glänzende Vertreter gefunden hat. Kritisch-forschender Geist verband sich mit tiefinnerlicher Frömmigkeit, und diese Mischung hat unserer württembergischen Landeskirche bis in die Neuzeit hinein ihr Gepräge gegeben. Wir täten auch heute gut, das eine nicht gegen das andere auszuspielen zu lassen.

Und dann, gegen Ende seines Lebens, bewegten die Brüder vom gemeinsamen Leben ihren verehrten Herzog dazu, etwas zu tun, wovon wir in Rosenfeld schwertun, keine Notiz zu nehmen angesichts unseres gewaltigen Fruchtkastens.

Derartige Fruchtkästen haben nichts zu tun mit den in fast jeder württembergischen Gemeinde früher vorhandenen Zehntscheuern, die meist mit der Pfarrstelle und ihrer Dotation verbunden waren, also jene Lebensmittel aufnahmen, die zum Gehalt des Pfarrers gehörten. Fruchtkästen wie in Rosenfeld gab es in Württemberg nur noch drei, in Markgröningen, in Kirchheim/Teck und in Herrenberg.

Doch hören wir auf jenes entscheidende Dokument, durch das Eberhard im Jahr vor seinem Tod den Bau dieser vier Kästen angeordnet hat:

"Nachdem wir dem Allmächtigen Gott zu Lob und Ehr, der hochgelobten Himmelsfürstin, der Jungfrau Maria und aller himmlischen Heerscharen zur Freud, uns, unseren Vorfahren und Nachkommen zu Trost und Hilfe vorgenommen haben, wie das unser Testament auch beinhalten wird, daß nun fürderhin zu Ewigen Zeiten dreihundert Gulden oder soviel Frucht wie sie im entsprechenden Jahr gilt, von uns, unseren Erben und Nachkommen, jährlich zu geben, an vier Orten in unserem Fürstentum, nämlich Kirchheim, Markgröningen, Herrenberg und Rosenfeld.

Dort sollen durch die "Landschaft" mit der Zeit vier Kästen gebaut werden. Je ein Richter aus vier in der Nähe liegenden Städte sollen, samt dem Amtmann aus dem Ort, wo ein Kasten steht, obengenannte Frucht oder Geld treulich bewahren und zur bestmöglichen und treulichen Vorsorge das Geld in Frucht anlegen.

Wenn in Notzeiten unsere Untertanen, vornehmlich Hausarme und andere ehrbare Leute, in deren Vermögen es nicht steht, zu dieser Zeit Frucht zu kaufen, wie es erforderlich wäre, was durch Hagel, Mißwuchs, Teuerung oder dergleichen Ursache sein kann, Alsdann sollen die von der "Landschaft" über alle Kästen Verordneten zusammenkommen, auf Kosten des Landes, in Ansehung, daß es ihm zugut geschieht, ergänzt durch Botschafter von uns oder unseren Erben und Nachkommen, von unserer Kanzlei dazu bestimmt, die wir dazugeben wollen. Sie alle sollen dann auf Eid verpflichtet werden, niemanden zulieb oder Leid, auch nicht aus Gunst, Furcht, Anspruch oder Geschenke, denn allein der Notdurft wegen, aus vorerwähnter Ursache, die Frucht oder Geld an die notdürftigsten Orte austeilten, um unseren Untertanen zu Hilfe zu kommen, sei es mit Geben oder Leihen, nach jeder Person Gelegenheit, unbesehen, wo dieselben in unserem Fürstentum ansässig sind.

Ferner alle Jahre, in denen, in der Hoffnung auf Gott, obengenannte Ausgaben nicht notwendig sein werden, sollen der Amtmann mitsamt den Zugeordneten jedes Kastens jährlich zusammenkommen, um Frucht nach zeitlicher Gelegenheit zu verkaufen und zu anderer Zeit wieder anzulegen oder dieselbe behalten und zum treulichsten behandeln, als ob Gott dem Allmächtigen darüber Rechnung getan werden müßte. Wir wollen hiermit ihr Gewissen beschwert wissen. Mit der Bitte und Begehren an unsere gehorsame und getreue "Landschaft", der wir uns hiermit tot und lebendig empfehlen, diese unsere Anordnung, welche wir aus vorgenannter Ursache und ihr zum Wohl und Nutzen vorgenommen haben, treulich zu handhaben, so daß wir ihr Gewissen auch hiermit beschwert haben wollen."

Hier handelt es sich also um ein großangelegtes württembergisches Sozialwerk für Notfälle bei denen, die man damals nicht anders als Untertanen nennen kann. Lassen Sie mich einige Kommentare dazu machen, die zeigen möchten, daß es sich nicht um Eintagsfliegen eines gutwilligen Fürsten handelt, sondern um ein Werk, dessen Wirkung bis in die Gegenwart deutlich ist.

1) Ohne Zweifel steht hinter dem Entschluß Eberhards eine biblische Geschichte, nämlich die Josephsgeschichte von den fetten und mageren Jahren, die hier von diesem bibeltreuen und frommen Fürsten in seine Realität praktisch umgesetzt wird. In guten Jahren soll Getreide angesammelt und in schlechten Jahren verteilt werden. Wie geschickt die Umsetzung geplant ist, zeigt die Verteilung dieser vier Kästen auf das Land. Sie stehen inmitten der damals fruchtbarsten Getreideanbaulandschaften Württembergs, im Strohgäu, im oberen Gäu, in der Albvorebene und inmitten der südlichen und vom Hauptland fast abgeschnittenen Filiale Württembergs südlich des hohenzollerischen Sperrriegels. Überall um diese Kästen wuchs also reichlich Getreide.

2) Das Sozialwerk wurde von Eberhard selbst in Gang gesetzt, also nicht mit Steuergeldern finanziert, sondern aus seiner Privatschatulle, worauf er auch seine Nachkommen verpflichtete. Lediglich die Organisation und Verwaltung soll von der "Landschaft", also der Versammlung der Amtsvorsteher, Kloostervorsteher und anderer Adliger, die für Steuerfestsetzung und Bewilligung von Staatsausgaben zuständig waren, vorgenommen werden. Das bedeutete, daß die Landschaft durch das ganz persönliche Opfer des Fürsten verpflichtet wurde.

Es tut uns heute ganz gut, über dieses Vorbild eines Fürsten nachzudenken, in einer Zeit, in der jeder gleich nach dem Staat ruft und an ihn Forderungen stellt, kaum je aber bereit ist, etwas für die Gemeinschaft zu opfern. Ein Verzicht auf die Erhöhung von Diäten von Abgeordneten kann wohl kaum mit den 300 Gulden des württembergischen Herzogs verglichen werden, das war damals viel Geld.

3) In ungewöhnlich eindrucksvoller Weise appelliert Eberhard an die Sorgfaltspflicht derer, die für sein Sozialwerk zukünftig verantwortlich sein sollen, ja fast drohend verweist er sie zweimal auf ihr Gewissen. Das ist für uns heute wohl auch ein Hinweis darauf, wie genau wir bei Geldern sein sollten, die uns anvertraut werden, und zwar in Staat und Kirche. Mit dem Geld ihrer Bürger sind erst Eberhards späte Nachfolger sehr viel großzügiger umgegangen, ein Eberhard Ludwig und ein Karl Eugen.

4) Wie viele Schwaben war Eberhard ein Praktiker und ein solid-sparsamer Verwalter. Er hat nicht nur große Dinge in Gang gebracht, sondern auch sogleich über Nachfolgebedingungen nachgedacht. Aus Rosenfeld zum Beispiel haben wir Berichte darüber, wie mit dem gehorteten Getreide ein recht blühender Handel zugunsten der Staatskasse mit den Schweizern getrieben wurde, vor allem mit der Stadt Zürich. Denn Korn läßt sich ja nicht beliebig lange lagern. Und der Rosenfelder Fruchtkasten ist so tadellos gebaut, daß der Kornverlust durch Schädlinge oder Ratten minimal gewesen sein dürfte. Auch Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen waren natürlich mit dem Speicher verbunden, man mußte ja das Getreide zur Trockenhaltung häufig umschaukeln, bei so großen Mengen ein arbeitsintensives Geschäft.

5) Aufschlußreich ist die Bemerkung, man habe das Getreide an Arme "zu geben oder leihen". Das zeigt, daß man nicht mehr tun wollte, als die äußerste Not zu bekämpfen. Hier wurden nicht diakonische Segnungen im Gießkannenprinzip über das Volk ausgestreut wie einst in Rom bei "Brot und Spielen". Dem Empfänger wurde durchaus zugemutet, nach dem Ende seiner Notlage im Dienst für andere zurückzugeben, was man ihm "geliehen" hatte. Dieses Prinzip ist leider in der Sozialgesetzgebung unserer Zeit weitgehend abhanden gekommen, ja es erregt schweren Unwillen, wenn zum Beispiel die Sozialhilfe auf vorhandenen Haus- oder Grundbesitz zurückgreift. Geholfen haben möchte man schon, aber bitte nicht auf Kosten von Erbbesitz, den man nachlassen möchte.

6) Wie wirkungsvoll das Sozialwerk Eberhards war, darüber gibt es wenige Dokumente. Immerhin lesen wir über eine etwas spätere Zeit: "In der Zeit der Teuerung und schweren Not der Jahre 1570 und 1573 erwies sich Herzog Ludwig als fürsorgender Landesvater und ließ freigiebig Getreide aus seinen Fruchtkästen an die darbenende Bevölkerung verteilen". Ein anderes Indiz ist auch, daß man in Rosenfeld rund achzig Jahre nach Eberhard das frühe Kornhaus abbrach und durch unseren heutigen imponierenden Renaissancebau ersetzte. Und schließlich sei auf die Kurzfassung des Sozialwerks Herzog Eberhards hingewiesen, die als Vers am Kasten von Kirchheim zu lesen ist: "Erbaut auf des Herzogs Gebot, zur Linderung der Not, bei Mangel an Brot".

Ich habe ganz bewußt ausführlich über ein in Rosenfeld selbst erkennbares Beispiel jenes geistlichen Umfelds gesprochen, in das unser Jubiläumsjahr 1496 hineingehört. Man ist schnell zur Hand, das Mittelalter vor Beginn der Reformation nur negativ zu sehen. Zu sehr sind wir gewohnt, uns selber einzureden, Luthers Reformation habe alle Mißstände der mittelalterlichen Kirche und Gesellschaft angesprochen und zum Guten korrigiert. Das war bestimmt nicht der Fall. Gewiß, die Reformation hat einiges verändert, wir werden das das nächste Mal sehen. Aber viele Mißstände blieben auch erhalten, und viel Gutes wurde schon vor Luther in Gang gebracht.

Und dazu möchte ich zum Schluß noch eine Stimme zu Wort kommen lassen, die gewiß unverdächtig ist, weil sie von einem Spanier stammt. Kardinal Luigi d'Aragona bereiste unser Ländle 1517 in päpstlichem Auftrag und schaute sich unter den Schwaben aufmerksam um, was ihre Kirchlichkeit betraf. Und das beschreibt er so:

"Sowohl Frauen als Männer besuchen fleißig die Kirchen, in der jede Familie ihren eigenen Kirchstuhl hat. Die Kirchen sind alle gediebt, und die Bänke mit etwas Zwischenraum in der Mitte in zwei Reihen geordnet wie in einer Schule. Nur für die Priester bleibt der Chor frei. Da spricht man nicht von Geschäften und unterhält sich nicht, wie in Italien, man richtet seine Aufmerksamkeit nur auf die Messe und den Gottesdienst, und beim Gebet knieen sogar alle nieder. Man findet auch selten auf deutschen Gemälden Heilige dargestellt, ohne daß etwas von der Passion damit verbunden wäre."

Weil der Kardinal hier das schildert, was ihm gegenüber seiner italienischen bzw. spanischen Heimat besonders aufgefallen war, sollten wir nachdenklich werden. Aufmerksamkeit und Andacht im Gottesdienst gab es also in den südlichen katholischen Ländern am Ende des Mittelalters schon lange nicht mehr. Man bewegte sich ungezwungen und frei in den banklosen Domen, man unterhielt sich über Geschäfte, und man ließ den Priester vorne seine Messe lesen, die einen in ihrer lateinischen Einförmigkeit ohnehin nicht interessierte. Und was die vorreformatorische Stimmung in unserem Land im Vergleich zu Italien vielleicht noch deutlicher macht, man dachte dort nicht mehr daran, wie das bei uns geschah, etwa in der renovierten oder umgebauten Rosenfelder Kirche des Jahres 1496, das zentrale Geschehen der göttlichen Zuwendung, den Mittelpunkt der Evangeliumsbotschaft, nämlich das Leiden Jesu in seiner Passion darzustellen, damit sich der Gläubige daran erinnern könnte, was Gott für uns getan hat. Wichtig war der Glanz und die Pracht der siegenden Heiligen, Kirchenfürsten und Päpste, wichtig war die Selbstdarstellung einer herrschenden Kirche. Wirklich, die Zeit war reif für die reformatorische Erneuerung. Aber Württemberg war besser auf sie vorbereitet als andere katholische Länder. Und das hat sich dann in der württembergischen Reformation, im süddeutschen Modell dieser Kirchnerneuerung deutlich ausgewirkt. Das soll uns am nächsten Jubiläumsabend beschäftigen, wenn wir uns an das Jahr 1546, den Tod Luthers und die Zeit unseres guten Herzogs Christoph erinnern, der unseren Marktbrunnen schmückt.

Im Jahr seines Todes wurde Herzog Eberhard im Bart jene Ehrung unter den deutschen Fürsten zuteil, auf die er lebenslang hingearbeitet hatte, ohne viel darüber zu reden. Seine Grafschaft wurde von Kaiser Maximilian zum Herzogtum erhoben, das heißt, jenes unter früheren Kaiserhäusern in Abgang geratene Herzogtum Schwaben erlebte eine Wiederauferstehung. Möglich war dies deshalb, weil Württemberg den Hauptanteil des alten Herzogtums Zähringen/Teck erworben hatte, und die Rauten der Teck im württembergischen Wappen signalisieren dies. Die Herzogserhebung war für den Württemberger Grafen sicher der erhebenste Tag seines Leben, und sie wurde sehr ausführlich beschrieben. Schon einige Zeit vorher hatte Eberhard auch den höchsten deutschen Orden erhalten, das "goldene Vlies". Das einzige, was Eberhard vor seinem Tod noch Sorge machte, war die Nachfolgefrage, und diese Sorge war berechtigt. Sein Neffe Ulrich hat Württemberg beinahe durch seinen Leichtsinns verspielt. Und erst sehr spät, nach seiner Rückkehr aus 15jähriger Verbannung, konnte er die Reformation in Württemberg einführen, die unter der Bevölkerung schon längst geistlicher Nährboden geworden war. Zum Glück hatte er dann in Herzog Christoph einen würdigeren Sohn und treuen Anhänger des neuen Glaubens.

Fünfhundert Jahre in der Kirche von Rosenfeld - ein Rückblick in die Geschichte

2) Das Jahr 1546

Unser zweiter Abend zu unserem Generalthema "Kirche in Rosenfeld" wird notgedrungen in zwei Abschnitte untergegliedert werden müssen, in die Rückbesinnung auf den Tod Martin Luthers, an dessen 450. Wiederkehr die Evangelische Kirche in diesem Jahr denkt, und an die Entwicklungen, die die Regierung Herzog Christophs von Württemberg für das Leben der Kirchengemeinde Rosenfeld, für ihre konfessionelle Ausrichtung, ihren Gottesdienst und ihr Zusammenleben gebracht hat, nachdem Ulrich das Land evangelisch gemacht hatte.

Wenden wir uns zuerst Luther zu. Um es gleich vorwegzusagen: Hier und heute kann es sich nicht um jene umstürzenden Jahre des reformatorischen Aufbruchs Luthers handeln, um die Erkenntnis Luthers im Kloster, was denn die Mitte der christlichen Botschaft sei, um seine oft gefährlichen und oft qualvollen Auseinandersetzungen mit einer verknöcherten mittelalterlichen Kirche, mit deren Päpsten und Theologen, aber auch mit der weltlichen Macht Kaiser Karls V, dessen Forderung in Worms, seine ketzerischen Ansichten aufzugeben, Luther ein entschiedenes "nein" entgegengesetzte. Wir denken auch nicht an seine Zeit auf der Wartburg, der wir uns im vergangenen Jahr bei einem Besuch unserer Partnergemeinde Orlishausen angenähert haben, an seine großen Schriften, seine Übersetzung des Neuen Testaments, seine Aufbauarbeit in Wittenberg und die ersten Erfolge in Sachsen und Thüringen und anderen Flächenstaaten Deutschlands. Das alles war sozusagen das Frühlingserwachen der reformatorischen Bewegung. Die entscheidenden Ereignisse dieser Frühzeit Luthers kennen die meisten unter uns aus dem Geschichtsunterricht.

Anderes kennen wir zwar auch, aber es will nicht recht gelingen, es in das Ganze einzuordnen, wenn man entschlossen ist, von Luther eine Helden- und Heiligengeschichte zu entwerfen. Anders ist es, wenn wir den Mut haben, an die zweite Lebenshälfte Luther Fragen zu stellen, kritische und auch unangenehme Fragen. Genau das aber wollen wir jetzt versuchen,

Im Jahr 1525 begann der große Aufstand der deutschen Bauernschaft. Und die Bauern haben sich auf niemand deutlicher berufen wollen und können als auf Luther. Wenn es eine Freiheit des Christenmenschen gab, dann mußten doch auch die Ärmsten auf der Ständeleiter des Mittelalters ein wenig davon abbekommen, und das durfte nicht in frommen Worten und in Predigten bestehen, sondern in einer Erleichterung ganz äußerlicher Lebensbedingungen. Aber Luther hat sich dieser Bewegung verweigert. In seiner im Grunde konservativen Denkstruktur ließ sich das Chaos einer Revolution nicht vereinbaren mit der geordneten Befreiung des Menschen vor Gott durch eine Reformation. Und außerdem machten sich parallel zum Bauernaufstand überall ehrgeizige oder fanatische Menschen auf den geistigen Weg, die Luthers Werk rascher und radikaler zu Ende führen wollten, als der vorsichtige Luther das tat. Die Reformatoren nannten solche Leute Schwärmer und waren überzeugt, daß sie das große Erneuerungswerk nur verderben könnten. Und außerdem lieferten diese Leute der immer noch übermächtigen Kirche den Grund zu hämischem Spott: Da seht ihr, was bei eurer Sache herauskommt, nur Streit und Unordnung und Verwirrung.

In diesen turbulenten Zeiten tat Luther einen bis in diese Tage verhängnisvollen Schritt: Er legte die Reformation in die Hände der Landesfürsten. Es muß ihm plötzlich klargeworden sein, daß der Satz, den er selbst geschrieben hatte: "Ein Christenmensch ist ein freier Mensch und niemand untertan" eine Überforderung eben dieses freigewordenen Christen war. Er war nicht, vielleicht noch nicht fähig, seine Glaubensangelegenheiten selbst in die Hände zu nehmen. Wer aber sollte es dann tun? Und da erinnerte sich Luther an seinen geliebten Apostel Paulus, der im 13. Kapitel des Römerbriefs geschrieben hatte: Seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über auch hat. Denn ihr ist von Gott das Schwert nicht gegen die Guten, sondern gegen die Bösen gegeben. Wir wissen heute, daß nach allen exegetischen und existentiellen Überlegungen Paulus dieses Kapitel gar nicht geschrieben haben kann; denn seine ganze Lebenserfahrung widersprach diesem Lob der Obrigkeit. Luther aber sah hier einen Ausweg aus dem großen Dilemma der schwärmerischen Verwirrung. Später würde man das Ergebnis seiner Überlegungen sogar in das Protokoll eines Religionsfriedens schreiben: "Cujus regio, ejus religio", zu deutsch: Wer regiert, bestimmt über die Religion. Die Fürsten der großen Flächenstaaten ließen sich das nicht zweimal sagen. Sie schlugen die Bauernrevolte blutig nieder und machten sich auch zu Erfüllungsgehilfen der konservativeren protestantischen Theologen, wenn es darum galt, Schwärmer zu vertreiben oder auszurotten. Man muß es deutlich und unzweideutig sagen: Im Gedankengut der damaligen Schwärmer gab es vieles, was ganz und gar im reformatorischen Geist gesagt oder geschrieben wurde, und das Ersäufen von Taufgesinnten war ein durch nichts zu rechtfertigendes Unrecht, um nur ein Beispiel zu nennen.

Es ist völlig unmöglich, hier in die Einzelheiten zu gehen. Aber eine Folge der Entscheidung für die Obrigkeit als Glaubensoberhoheit war eigentlich selbstverständlich. Immer, wenn sich die Kirche mit dem Staat einläßt, verlangt dieser eine wohlformulierte Glaubenslehre, eine wohlfundierte Dogmatik. Und bald war in der Kirche der Reformation nicht mehr so sehr von einer Predigt die Rede, die biblisch, befreiend und hilfreich sein sollte, der jeder gerne zuhören konnte und dann Weisung und Kraft für die kommende Woche und ihren Alltag gewinnen könnte. Nein, jetzt ging es wieder um gesunde Lehre, um auswendiglernbare Glaubenssätze. Und dazu schrieben die Reformatoren nun ihre Katechismen, Luther seinen großen und kleinen Katechismus, die Pfälzer ihren Heidelberger Katechismus, Calvin seine "Constitutio" usw. Bis zum heutigen Tag sind diese Katechismen, die ursprünglich für Erwachsene geschrieben waren, das Gerippe unseres Konfirmandenunterrichts, und noch in meiner Jugendzeit war im Konfirmandenunterricht wenig anderes auf der Tagesordnung als das Auswendiglernen der sogenannten "Fragen", es waren damals noch 92, und die meisten stammten aus den lutherischen Katechismen. Im Rückblick kann man sagen: So verfuhr auch jene siegende Kirche unter den byzantinischen Herrschern, die sie an der Macht beteiligte, statt sie zu verfolgen: Sie schuf sich ihre großen und immer komplizierter werdenden Dogmen. Die Bibel war auf einmal nicht mehr so wichtig. Daß das auch in der Spätzeit Luthers so lief, daß seine geliebte Bibel, die er auf so geniale Weise übersetzt hatte, daß sie das heutige "Deutsch" überhaupt erst geschaffen hatte, in den Hintergrund trat vor aller orthodox-lutherischen Dogmatisierung, das kann man im Rückblick nur bedauern. Nein, die evangelische Kirche der Spätzeit Luthers war nicht mehr die "Kirche des Worts", sondern, wie man das sogar in den Pastoralbriefen des Neuen Testaments nachlesen kann, die Kirche der "gesunden Lehre". Manchem Konfirmanden geriet diese Gesundheit des Katechismus zum Tod seines aufkeimenden Glaubens und seiner Liebe zu Jesus, der den Menschen geholfen hatte nicht mit Lehrsätzen.

Wir müssen aber in der Theologie der Zeit noch eine Stufe höhersteigen, wenn wir uns damit auch noch mehr vom Glauben des kleinen Mannes aus dem Volk entfernen. Plötzlich wurde klar, daß es nun evangelische und katholische Fürsten und damit evangelische und katholische Untertanen gab. Und daß das kein Dauerzustand werden sollte, darüber waren sich eigentlich beide Seiten klar, nur die Methoden waren verschieden. Die katholische Seite versuchte es mit dem Druck der Propaganda und der Ketzerbekämpfung, und sie hatte im Jesuitenorden inzwischen ein brauchbares Instrument gefunden. Und die Evangelischen? Sie versuchten es mit der Suche nach einem kleinsten gemeinsamen Nenner in Glaubensfragen. Man muß es Kaiser Karl V zugutehalten, daß er sich zeitweilig dieser Idee anschloß, und so kam es zu jener Versammlung von Theologen in Augsburg, auf der die evangelische Partei unter der Leitung Melanchthons das sogenannte "Augsburger Bekenntnis" vorlegte, in der Meinung, dem könnte die katholische Seite zur Not in den entscheidenden Stücken zustimmen, und über den Rest könnte man ja später reden. Man muß dazu zweierlei festhalten: Die Katholischen taten durchaus nicht mit, und Martin Luther war mit dem Augsburger Bekenntnis auch nicht recht zufrieden, es war ihm zu zahm und leisetretarisch. Man hätte also das Scheitern der Bemühungen um Religionsfrieden eingestehen müssen. Man tat es nicht und benützte das Augsburger Glaubensbekenntnis von nun an völlig anders, als evangelische Norm nämlich für die Einigkeit im eigenen Lager und gegen die anderen, die man Ketzer oder Schwärmer nannte, auch wenn sie inzwischen reformatorische Großkirchen geschaffen hatten wie Zwingli in Zürich und Calvin in Genf. Wie gesagt, alles kann man hier Luther bestimmt nicht anlasten, er war inzwischen auch alt und oft krank, und zwar im Verdauungstrakt, und was eine schmerzende Galle für das Gemüt bedeutet, das sagt auch die deutsche Sprache: Da wird oft auch das Denken und die Sprache gallig, und so war das bei Luther gegen Ende seines Lebens, trotz der Kochkünste seine Frau Käthe. Was einem in dieser galligen Phase Luthers vor seinem Tod schwerfällt, ist, daß er seine zunehmende Bitterkeit an einem Kreis von Menschen ausließ, die es ganz und gar nicht verdient hatten, an den Juden. Die Judenschriften der letzten Jahre Luther gehören zum Übelsten, was an antisemitischen Äußerungen jener Zeit geschah, höchsten der Spanier Torquemada redete und handelte noch gehässiger. Es ist nicht alzu schwer, den Grund dafür zu finden, daß Luther so über die Juden herzog. Er hatte gehofft, daß wenigstens sie, die ja nicht durch mittelalterliche Dogmatik verdorben waren, sondern nur aus dem Studium ihrer Bibel lebten, nach dem aufstahlenden Licht seiner reformatorischen Befreiung dieser Bibel schleunigst evangelische Christen würden. Sie taten das nicht, und das ärgerte Luther bis in seine letzte Predigt am Tag vor seinem Tod hinein. Trotz aller Heiligengeschichten: Das Leben Luthers endete 1546 mit einem schrillen Mißklang.

Es ist einer der großen Glücksfälle der Geschichte, daß genau in der Zeit, die wir betrachten, in Süddeutschland ein völlig anderes geistiges Klima herrschte als in den norddeutschen Flächenstaaten oder in Wittenberg, das ja am Rande der deutschen Kultur des Ostens lag. Denn in Süddeutschland bestimmten nicht die Landesfürsten, sondern die Städte den Geist der Zeit. Sie waren durch ihren Handel reich geworden, sie hatten zum Teil die mittelalterlichen hierarchischen Strukturen abgeworfen und zu einer Art Stadt-demokratie gefunden, sie schickten ihre Söhne in halb Europa herum, daß sie etwas lernen, was für die weitere Blüte der Stadt brauchbar wäre. Und diese gescheiterten jungen Leute kamen von ihren Universitäten zurück als Kaufleute, als Juristen, als Manager und als Prediger.

Uns interessieren jetzt natürlich vor allem die Prediger. Sie waren die ersten, die mit den beiden Umbruchbewegungen der Zeit in Berührung gekommen waren, mit dem Humanismus und mit der Reformation. Ich möchte hier ein Beispiel erwähnen, das wie eine Art Brennspiegel wirkt für die Entwicklung Süddeutschlands. Kurz nach seinem Thesenanschlag war Luther zu einem Konvent seines Ordens in die Universitätsstadt Heidelberg gerufen worden, um einen Vortrag über seine neuen Erkenntnisse zu halten. In Scharen strömten die Studenten herbei und saßen begeistert zu seinen Füßen. Genau diese Studenten aber waren es dann, denen wir als den Reformatoren der großen Reichsstädte und in anderen Positionen im Zusammenhang mit der Reformation begegnen. Es wird hier Zeit, Namen zu nennen: Johannes Brenz in Schwäbisch Hall, Martin Bucer in Straßburg, Johannes Oekolampad in Basel, Matthäus Alber in Reutlingen, Andreas Osiander in Nürnberg, Ambrosius Blarer in Konstanz usw. Auch Luthers Freund Melanchthon gehört dazu, er stammte ja aus Bretten bei Bruchsal.

Wie aber kamen sie auf die Kanzeln? Nun, die süddeutschen Stadtbürger und ihre gescheiterten Bürgermeister hatten es längst satt, am Sonntagmorgen irgend eine lateinische Messe eines geweihten Priesters abzusetzen, der weder Latein noch Griechisch noch auch nur ein vernünftiges Deutsch konnte, der die Bibel noch nie gelesen hatte und einfach nur wiedergab, was er einmal irgenwo auswendig gelernt hatte. Aber die Kirche bestand darauf, die Messe und nur diese sei ein echter Gottesdienst. So entschlossen sich viele Städte, einfach einen unechten Gottesdienst einzuführen, einen Wortgottesdienst. Denn bis zum heutigen Tag haftet dem Wortgottesdienst, dem Predigtgottesdienst unter unseren katholischen Mitchristen ein gewisser Makel an, es fehlt eben die Eucharistie.

Das freilich war den Stadtvätern der süddeutschen Städte reichlich egal. Sie schufen einen zweiten Gottesdienst am Sonntagabend, an dem nicht ein Priester Messe hielt, sondern ein studierter Theologe, ein sogenannter "Prädikant", eine echte Predigt hielt. Und siehe da, binnen kurzem war die Messe leer und der Prädikantengottesdienst überfüllt. Und da taten die aufgeklärten Stadtverwaltungen das, was sie für vernünftig hielten. Sie schafften die Messe ab und ernannten den Prädikantengottesdienst zum Hauptgottesdienst. Da manche Bürger aber doch gelegentlich Bedürfnis nach der Eucharistie hatten, führte man den gelegentlichen Abendmahlsgottesdienst ein, aber zumeist ohne Liturgie und ohne das, was man sowieso nicht recht verstand, die Wiederholung des Todes Jesu am Kreuz durch die sogenannte "Opferung" in der Eucharistie. Und nachdem die meisten Prädikanten ohnehin Schüler Luthers oder Zwinglis waren, war man auf einmal protestantisch geworden, ohne es so recht zu merken. Meist kam dann noch ein Machtwechsel in der Stadt dazu: Die Zünfte der Handwerker verlangten Beteiligung an allen wichtigen Entscheidungen, und deshalb entmachtete man den Stadtadel. Und die neue Stadtregierung führte dann auch ganz offiziell die Reformation ein. Verbunden war diese Entscheidung meist mit der Verwandlung der Klöster in Schulen, der Vertreibung der Bettelmönche, denen man, gut schwäbisch, Faulheit und Schmarotzerei vorwarf, was natürlich nicht in der Absicht ihres Gründers Franz von Assisi gelegen hatte.

Nocheinmal: Ganz unspektakulär und ohne daß die Kirche es so richtig registriert hätte, war Süddeutschland durchsetzt von einer großen Anzahl von evangelisch oder zwinglianisch gewordenen Reichsstädten. Das Herzogtum Württemberg war von solchen Reichsstädte regelrecht eingekesselt.

Sie gaben sich auch sehr selbstbewußt, diese Städte. Als man in Augsburg einen Kompromiß zwischen der protestantischen und katholischen Seite suchte, legten sie unter der Regie von Straßburg ein eigenes Bekenntnis vor. Und in Straßburg taten die jungen Prädikanten auch erstmals jenen Schritt, um den in der katholischen Kirche heute noch gekämpft wird: Sie gaben das Zölibat auf und heirateten. Und welches Grundgefühl in den Städten damals herrschte, zeigt das Wort eines Humanisten jener Zeit: "Es ist eine Lust, zu leben."

Doch nun werden Sie sich fragen: Schön und gut, aber Reutlingen und Ulm und Konstanz und Straßburg, das ist ja nicht Rosenfeld und Württemberg. Was war denn damals mit unserer direkten Heimat? Es tut mir leid, aber da muß man ein wenig ausholen.

Im Jahr 1519 war der Tunichtsgut unter den württembergischen Herzögen, der junge Ulrich, vom Kaiser in den Bann getan worden, weil er sich eklatant gegen Reichsrecht vergangen hatte bei seinem Angriff auf Reutlingen. Der schwäbische Städtebund wurde damit beauftragt, ihn aus seinem Herzogtum zu vertreiben, und Frundsberg besorgte diesen Auftrag rasch und in gewohnter Zuverlässigkeit. Aber die Städte wollten den Krieg nicht selber zahlen und gaben das eroberte Herzogtum den Habsburgern, die mit Vergnügen zugriffen, wollten sie doch ihren süddeutschen Besitz zwischen Burgund und Österreich vollends abrunden. Wenn da nur nicht der Sohn Ulrichs gewesen wäre, das dreijährige Kind Christoph. Man brachte ihn nach Wien, um ihn dort gut katholisch zu erziehen, und Karl V plante, ihn in einem spanischen Kloster für alle Zeiten verschwinden zu lassen. Aber der Bengel riß auf der Reise dorthin aus, und plötzlich treffen wir ihn wieder bei Franz I von Frankreich, dem großen Feind Karls, wo er das Kriegshandwerk erlernte. Und in der Folgezeit vertrat der junge Christoph konsequent die Rechte seines Vaters und forderte vor der politischen Welt Europas, man solle diesem sein Herzogtum zurückgeben.

Inzwischen irrte Ulrich von Württemberg durch das Land, tauchte in Zürich und Basel und Straßburg auf, vor allem aber bei seinem Freund Philipp von Hessen, dessen Land inzwischen auch evangelisch geworden war. Und da er nur bei den evangelischen Fürsten und Städten hoffen konnte, daß sie ihn bei der Rückeroberung seines Herzogtums unterstützen würden, versprach er, selbst evangelisch zu werden. Aber wie evangelisch?

Die Schweizer drangen auf die oberdeutsch-zwinglianische Form, die Hessen auf die lutherische. Ulrich fand einen typisch schwäbischen Kompromiß: Er berief von jeder Seite einen kompetenten Theologen der beiden Richtungen. Für den Norden, das Württemberg "unter der Steig", gemeint ist die alte Weinsteige in Stuttgart, wurde Erhard Schnepff gerufen, ein recht fanatischer Lutheraner, für den Südteil Ambrosius Blarer. Und er war demnach für Rosenfeld zuständig.

Blarer war Mönch und zuletzt Prior im Kloster Alpirsbach gewesen und hatte dort für die evangelische Sache geworben, aber sein Abt und die Fratres wollten nicht. So kehrte er in seine Heimat Konstanz zurück und half dort bei der Entscheidung für die Reformation, zusammen mit seinem Schwager Zwick, von dem eine Reihe schöner Lieder in unseren Gesangbüchern stehen. Auch andere Städte ließen sich von dem inzwischen recht bekannten Theologen bei der Umstellung helfen. Und dann rief ihn Ulrich von Württemberg. Man kann Ambrosius nur bedauern. Einmal war der Herzog ein grantiger, verbitterter alter Mann mit häufigen Gichtanfällen, zum andern war die Aufgabe riesengroß. Hunderte von Pfarreien mußten neu besetzt werden, weil die seitherigen Amtsinhaber lieber ins katholische Oberland oder ins Habsburgische gingen als zu konvertieren. Und der Markt an Theologen war regelrecht leergefischt, ein Zustand, von dem heutige evangelische Theologiestudenten nichteinmal zu träumen wagen. Die Reichsstädte versprachen Hilfe, aber sie schoben den Württembergern genau die Leute zu, die sie loshaben wollten. Und Blarer mußten nehmen, wen er bekam. Bekannt ist ein Anstellungsgespräch mit einem Bewerber. Blarer fragte ihn, ob er lateinisch könne? Nein. Ob er die Bibel schon gelesen habe? Nein. Ob er wisse, was eine evangelische Predigt sei? Nein. Warum er denn dann Pfarrer werden wolle? Ja wie solle er denn sonst seine 10 Kinder durchbringen? Und die Antwort Blarers: Nun, dann solle er es eben in Gottes Namen versuchen. Das konnte natürlich nicht gut gehen, und schon drei Jahre nach Beginn seiner Tätigkeit wurde Blarer vom Herzog ungnädig und ohne einen Pfennig Entlohnung entlassen. In Konstanz erlebte er dann auch noch, wie die Habsburger die Stadt mit Gewalt wieder katholisch machten.

In diese Zeit gehören die beiden Namen, die auf unserer Pfarrersliste in der Sakristei an erster Stelle stehen. Über Martin Heuberger, bei dem die Zahlen 1536-1542/45 stehen, weiß ich nichts. Ich vermute aber, daß er schlicht Martin hieß und seine Zunahme eigentlich nur bedeuten sollte "vom Heuberg". Anders ist es mit Severin Berschinus oder, wie beigefügt ist, Bersin. Er ist der Sohn des ersten Sulzer Dekans, des Alexius Berschein oder Bärtschi. Der war, als Schweizer mit wechselhafter Vergangenheit, zeitweilig Pfarrer in Ermatingen am Bodensee. Blarer, der ihn kannte, holte ihn nach Sulz. Er amtierte dort von 1534-48 und von 1552-60 sehr kraftvoll. Über seinen Sohn Severin liest man: "studiert 1533 in Basel, 1535 in Wittenberg mit einem andern Sulzer zusammen, 1540 Pfarrer in Alpirsbach, 1546 in Rosenfeld, + 1567 als erster evangelischer Abt von Sankt Georgen im Schwarzwald."

Noch aber sind wir mit unserem Jubiläumsjahr 1546 nicht fertig, und auf die Ereignisse um dieses Datum weist uns die Tatsache hin, daß zwar in Sulz von 1546 als Ernennungsjahr Severin Berscheins die Rede ist; auf der Rosenfelder Tafel aber 1551. Zwischen diesen Daten liegt nämlich die Zeit, die wir als "Interim" bezeichnen.

Im Jahr 1446 war Luther gestorben. Im selben Jahr noch versuchten sich die evangelischen Fürsten mit jenem Glaubenskrieg gegen den Kaiser, von dem Luther immer abgeraten hatte, und verloren ihn prompt in der Schlacht von Mühlberg. Sie mußten zugestehen, daß alle Gebiete, die im Jahr 1521 noch nicht evangelisch gewesen seien, wieder katholisch würden. Das galt natürlich auch für Württemberg. Aber Herzog Ulrich hatte keine Lust und griff zu einer List. Er ordnete an, die Pfarrer hätten ein weißes katholisches Meßgewand, die sogenannte "Alba" anzuziehen, und damit seien sie äußerlich wieder katholisch. Evangelisch predigen dürften sie weiterhin. Manche sehr entschlossene Pfarrer verweigerten sich diesem Kompromiß, und so standen Alexius Berschein und wohl auch sein Sohn Severin von 1546 bis 1551 unter Hausarrest. Dann war durch den Frontwechsel des sächsischen Kurfürsten Moritz zur evangelischen Seite das "Interim" wieder vorbei, und Karl V mußte zähneknirschend sein begehrtes Württemberg wieder ins evangelische Lager entlassen.

Im Jahr 1550 war der mißtrauische und launische Herzog Ulrich, über den später der zwar rührende, aber schönfärberische Roman 'Lichtenstein' geschrieben wurde, gestorben, und sein Sohn Christoph trat die Regierung an. Ulrich hatte sich nach seiner Rückkehr aus dem Exil konstant geweigert, seinen Sohn noch einmal zu sehen. Zu bitter waren seine Erfahrungen mit dessen Mutter, der bayrischen Prinzessin Sabine, gewesen, und zu groß das Mißtrauen zu einem jungen Mann, der in Wien katholisch erzogen worden war. So stellte Ulrich seinen Sohn als Verwalter der württembergischen Kolonie Mömpelgard in Frankreich ab, nach der bekanntlich unsere Mömpelgardgasse ihren Namen hat. Er machte dort seine Sache so gut, daß Ulrich eigentlich hätte nachdenklich werden müssen, aber das hätte nicht seinem prinzipienreiterischen Charakter entsprochen.

Der neue Herrscher aber wurde der wohl beste Herzog Württembergs überhaupt nach Eberhard im Bart. Er liquidierte das praktisch gescheiterte Konzept seines Vaters, Württemberg halb lutheranisch und halb zwinglianisch zu machen, und rief Johannes Brenz aus Schwäbisch Hall nach Stuttgart, damit er etwas Eigenständig-Schwäbisches konstruiere. Und seitdem gehören wir zum "Evangelischen Landeskirche von Württemberg" und sind, genau genommen, weder lutherisch noch zwinglianisch, haben aber von beiden Seiten Entscheidendes. Lutheranisch ist unsere Tauf- und unsere Abendmahlslehre. Das erfährt bis heute jeder Konfirmand und jede Konfirmandin hautnah, und es kommt wohl auch in den meisten Taufgesprächen auf den Tisch. Über den Unterschied zwischen lutherischer und zwinglianischer Abendmahlsauffassung, zwischen "ist" und "bedeutet" bei den Abendmahlsgaben möchte ich mich nicht auslassen, darüber hat man 1528 in Marburg ausgiebig gestritten. Dennoch drücke ich mich vor dem eigenen Urteil nicht: Nicht Luther, sondern Zwingli hatte nach den Texten des Neuen Testaments recht.

Viel wichtiger aber ist, daß wir in Württemberg oberdeutsch-zwinglianischen Gottesdienst-ablauf haben. Luther hatte am katholischen Meßgottesdienst nichts geändert, er hatte nur die "Opferung" ersatzlos gestrichen. Und so ist die ganze Liturgie des Mittelalters bei Luther und in den lutherischen Kirchen erhalten geblieben. Manche Evangelischen, die hierüber nachdenken, empfinden das Fehlen der alten Liturgie im württembergischen Gottesdienst als schweren Mangel, und so langsam wurden ja und werden einzelne Teile der lutherischen Messe in veränderter Form auch bei uns wieder eingeführt. Denn der württembergische Gottesdienst ist einfach das geblieben, was zur Zeit der Reformation der Prädikantengottesdienst in den Reichsstädten war, eben eine von wenigen Liedern und Gebeten umrahmte Predigt. Diesen etwas schmalbrüstigen Gottesdienst verdanken wir dem guten Herzog Christoph und seinem Prälaten, Freund und Berater Johannes Brenz. Es gibt auch viele gute Christen, die einem sagen: Lieber eine klare und schriftgemäße Predigt, als das Gesänge der bayrischen oder hannoveranischen Lutheraner. Was aber, wenn auch noch die Predigt langweilig ist? Streiten wir noch ein Weilchen weiter, obwohl wir eigentlich Besseres zu tun hätten.

Lassen Sie mich in einem letzten Abschnitt, der ein wenig über das Datum unseres Jubiläums 1546 hinausgeht, doch anhand eines Dokuments unseren guten Herzog Christoph würdigen, dem Mann, der nach dem eingemeißelten Datum auf unserem Marktbrunnen steht, und der mit Sicherheit den zweiten, den jetzigen Fruchtkasten von Rosenfeld hat bauen lassen. Wir erinnern uns daran, daß wir Luthers Hinwendung zu den Landesfürsten nicht rundweg gut geheißen haben. Jetzt begegnen wir einen Fürsten nach Luthers Herzen. Oder auch nicht. Ich möchte einige Sätze aus dem Vorwort Herzog Christophs lesen und kommentieren, das er über seine sogenannte "Große Kirchenordnung" von 1559 gestellt hat, und in dem er darlegt, wie er sein Amt als Regent versteht und was er von denen, die ihn darin unterstützen, erwartet. Ich habe bei der Wiedergabe die Sprache des Dokuments ein wenig geglättet:

"Wir erkennen uns also, ungeachtet dessen, daß etlicher Meinung nach der weltlichen Obrigkeit nur das weltliche Regiment zustehen sollte, vor Gott schuldig und glauben zu wissen, was unseres Amtes und Berufs sei, und was darüber Gott der Allmächtige in seinem strengen Urteil von uns fordern wird: Daß wir vor allen Dingen unsere untergegebene Landschaft mit der reinen Lehre des heiligen Evangeliums versorgen müssen, das den rechten Frieden des Gewissens bringt, und die heilsame Weide zum ewigen Heil und Leben ist, und uns also der Kirche Christi mit Ernst und Eifer annehmen müssen."

Luther hätte hier nicht unbedingt zugestimmt, so sehr ihm das imponiert hätte angesichts der lendenlahmen Fürsten seiner Umgebung. Aber gleich der erste Satz, dem sich Christoph nicht beugt, daß nämlich "der weltlichen Obrigkeit nur das weltliche Regiment zustehen solle", stammt nicht von "etlichen", wie wir hier lesen, sondern von Luther selbst. Er hat die Sorge um den rechten Glauben der Untertanen ein "fremdes Amt" genannt, von dem sich ein Fürst eigentlich fernhalten sollte. Christoph ist anderer Meinung. Für ihn ist die Sorge um die "reine Lehre des heiligen Evangeliums" Sache des Fürsten, ja Teil seiner ihm von Gott verliehenen Berufung, also seines Berufs als Herrscher. Denn dieses Evangelium schafft Frieden, Heil und Leben. Aber nun geht Christoph auch auf seine zweite Berufung ein, nämlich richtig zu regieren:

"Dann erst und daneben wollen wir in unserer zeitlichen Regierung nützliche Ordnungen und Regierungsmaßnahmen für den zeitlichen Frieden, die Ruhe, die Einigkeit und die Wohlfahrt aufstellen und erhalten, welche doch von Gott dem Allmächtigen um des Vorhergehenden willen gegeben werden mögen."

Luther und Zwingli hätten hier aus verschiedenen Positionen Fragen angemeldet. Luther hätte gesagt: Die nützlichen Ordnungen sind keine Nebenaufgabe, sondern die Hauptaufgabe jedes Fürsten, dagegen ist die Verantwortung für die Verbreitung des Evangeliums den Theologen zu überlassen. Allerdings sollte der Fürst ihnen dabei die nötigen Freiräume schaffen. Zwingli hätte entgegnet: Die Ordnungen stehen doch nicht neben dem heiligen Evangelium. Sie sind ein Teil desselben, und wenn man für einen Staat verantwortlich ist, kann man nicht sein Heil und sein Wohl nebeneinander stellen. Die Zuchtordnung ist ein Teil des Evangeliums, das kann man aus der Hebräischen Bibel und vor allem aus der Tora lernen. Zucht macht aus Nichtchristen Christen und schafft einen christlichen Lebensstil, wie er im Reich Gottes, in der "Heiligen Stadt" nun einmal zu herrschen hat. Aber hören wir weiter auf den bibelfesten Herzog:

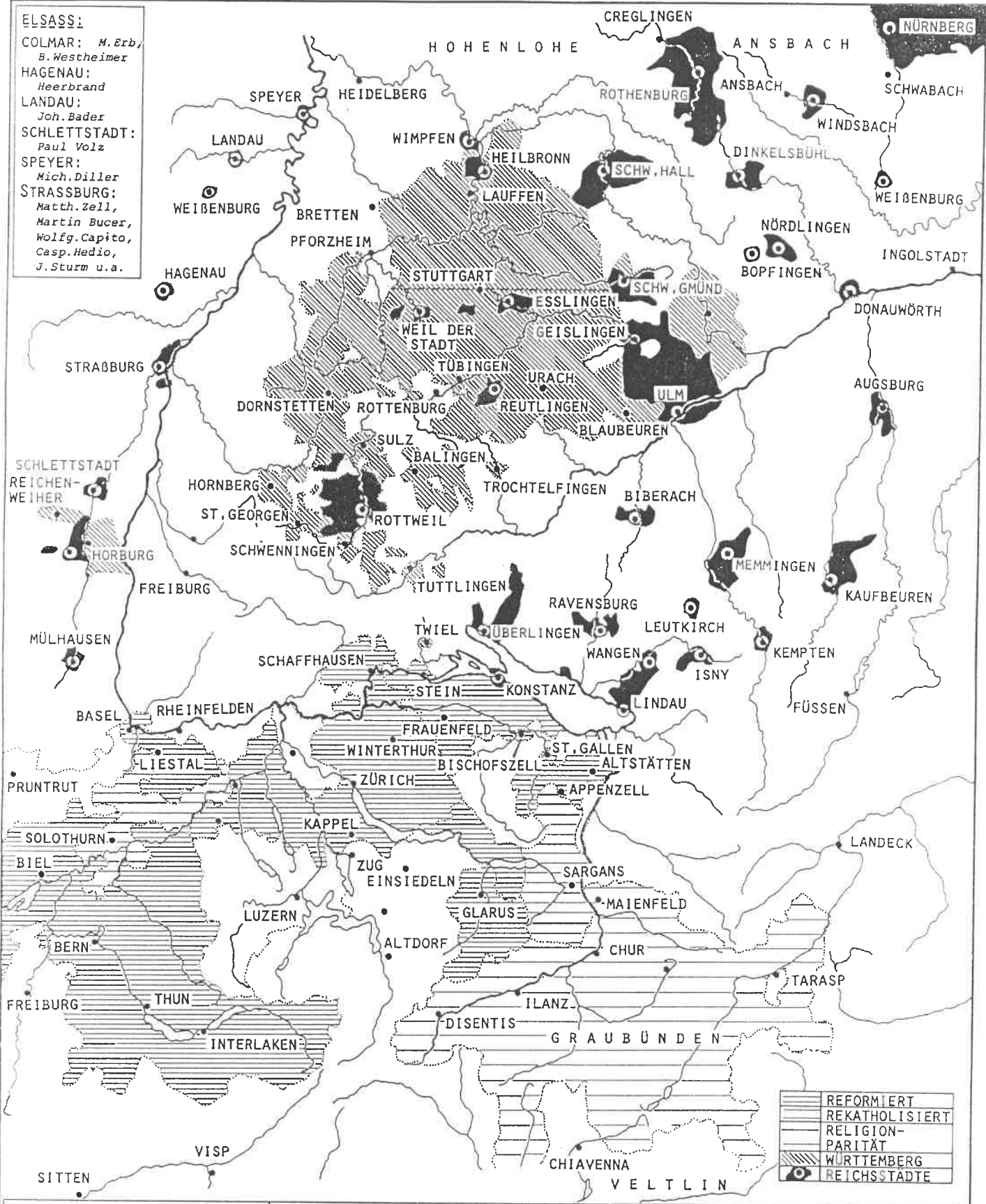
"So wird uns das vor Augen gestellt in der Heiligen Schrift des Alten und des Neuen Testaments mit Zeugnissen und Botschaften. Sie kann und vermag das aufzuweisen, weil uns in ihr viele gottwohlgefällige Könige und Fürsten als Beispiele gezeigt werden. Nach ihrem Beispiel sollen wir, wie es einem christlichen Fürsten geziemt, unserer geliebten Landschaft, so klein und gering dieselbe auch sei, dienen und an ihrem ewigen und zeitlichen Heil nichts versäumen, und, wo wir in Gefahr geraten, solches zu unterlassen, der allmächtige Gott ein solches Versäumnis alsbald einfordern möge."

Hier hören wir nocheinmal nicht die Stimme Luther, sondern über die Jahrhunderte hinweg die Stimme Karls des Großen. Es wäre gut, wenn moderne Politiker diese Berufsauffassung eines christlichen Herrschers ernstnehmen würden, vor allem, wenn sie sich dem Wort "christlich" verpflichtet wissen. Aber wer setzt sich schon als Politiker freiwillig der göttlichen Gegenkontrolle aus und läßt sich von Gott über sein Tun befragen? Von diesem Ansatz her gingen in Württemberg eine zeitlang Wirkungen aus wie in keinem anderen Land des evangelischen Deutschland. Aber am Schluß kommt nun doch ein kleiner Sonnenkönig zu Wort und nicht ein Demokrat, wenn Christoph schreibt:

"Deshalb ist unser gnädiger, aber auch ernsthafter Wille und Befehl, daß ihr alle samt und sonders, soweit jeden unter euch diese unsere Ordnungen berühren und betreffen, euch demgemäß und gehorsam verhalten mögt, so lieb jedem sei die Gnade Gottes, sein Wohlwollen und sein Segen. Diesen wird er unzweifelhaft den Gehorsamen geben und mitteilen, damit sie ihn erlangen. Daneben werden sie dem Zorn Gottes entfliehen, der über die Verächter kommen würde, und, soviel uns anlangt, auch in unserer Gnade erhalten bleiben, und deshalb schwere Ungnade und Strafe vermeiden. Danach werdet ihr euch alle nun zu richten haben!"

Man möchte einmal die Pressekommentare in unseren Zeitungen lesen, wenn ein Politiker in unserer Zeit wagen würde, solche Töne anzuschlagen. Von Demokratie ist bei unserem vor Gott doch so demütigen Fürsten nichts zu spüren. Hier redet ein autoritärer Fürst. Andererseits hatte jene Zeit das offenbar nötig, und die vorbildlichen, am reformatorischen Denken ausgerichteten Ordnungen Württembergs wirkten so ansteckend, daß sich viele Reichsstädte, die das Interim Karls V überlebten, sich dem württembergischen Lager anschlossen, dabei auch die Augsburger Konfession unterzeichneten und deshalb 1555 die Anerkennung als Protestanten erlangten, so besonders Ulm, Hall und Straßburg. Für Jahre wurde Württemberg der Kitt zwischen den beiden Konfessionslagern, den Lutheranern und den Reformierten. Gerne hätten Christoph und seine Berater auch Calvin gewonnen, aber das gelang leider nicht. Vielleicht wäre dann der Dreißigjährige Krieg vermieden worden, der uns das nächstemal beschäftigen wird.

ELSASS:
COLMAR: M. Erb,
 B. Westheimer
HAGENAU:
 Heerbrand
LANDAU:
 Joh. Bader
SCHLETTSTADT:
 Paul Volz
SPEYER:
 Mich. Diller
STRASSBURG:
 Matth. Zell,
 Martin Bucer,
 Wolfg. Capito,
 Casp. Hedio,
 J. Sturm u.a.



| | |
|--|------------------|
| | REFORMIERT |
| | REKATHOLISIERT |
| | RELIGION-PARITÄT |
| | WÜRTTEMBERG |
| | REICHSTÄDTE |

ERANKEN:

ANSBACH: Georg v. Brandenburg
 J. Rurer, Andr. Althamer
BOPFINGEN: G. Hummel, P. Pfister
HOHENLOHE: C. Huberinus,
 W. Taurus, M. Chyträus
INGOLSTADT: Veit Amerbach
NÖRDLINGEN: K. Löhner,
 Th. Billicanus
**NÜRNBERG SAMT
 WINDSBACH U.
 WEIßENBURG:** Veit Dietrich,
 Laz. Spengler,
 A. Osiander u.a.
ROTHENBURG: Primus Trubar

WÜRTTEMBERG:

BRETEN: Heimat Melanchthons
ESSLINGEN: M. Stiel, J. Otter
HEILBRONN: J. Lachmann
PFORZHEIM: Simon Sulzer
REUTLINGEN: Matthäus Alber
SCHW. GMÜND: Andreas Althamer
SCHW. HALL: Johannes Brenz,
 J. Eisenmenger, M. Gräter
**ULM UND EBERL. v. GÜNZB., K. SAM,
 GEISLINGEN:** M. Frecht, M. Rauber
WIMPFEN: Erhard Schnepf
"OB DER STEIG": Ambr. Blarer
"UNTER DER STEIG": E. Schnepf

OBERSCHWABEN:

AUGSBURG: B. Adelmann,
 St. Agricola, J. Haller,
 W. Musculus
BIBERACH: B. Millius
KONSTANZ: Geschwister
 Blarer, Joh. Zwick
LINDAU: Ambr. Blarer
MEMMINGEN: A. Blarer,
 C. Schappeler
RAVENSBURG: Humanist
 M. Hummelberg
ISNY: Ambr. Blarer,
 P. Fagius, J. Marbach

SCHWEIZ:

**APPENZELL, GLARUS,
 GRAUBÜNDEN:** J. Komander
BASEL: J. Oekolampad,
 O. Myconius, S. Grynäus
BERN: B. und J. Haller,
 M. Megander, S. Sulzer
SCHAFFHAUSEN: E. Ritter,
 S. Hofmeister
ST. GALLEN: J. Vadian,
 J. Keßler
ZÜRICH: U. Zwingli, Leo Jud,
 H. Bullinger, K. Pellikan

SÜDDEUTSCHE REFORMATION

Fünfhundert Jahre in der Kirche von Rosenfeld - ein Rückblick in die Geschichte

3) Das Jahr 1646

Unser heutiger Geschichtsrückblick hat wenig mit einem "Jubiläumsjahr" zu tun, denn er führt uns in die Zeit des tiefsten Elends, das unser Land im Verlauf der von uns überblickbaren Geschichte erleben mußte. Der sogenannte Dreißigjährige Krieg neigte sich 1646 seinem Ende zu. Zwei Jahre später, im Jahr 1648, würden die erschöpften Kriegsparteien in Münster und Osnabrück ihre Juristen über den Frieden verhandeln lassen, nachdem die militärischen Anführer ihr Schlachtfeld Mitteleuropa als ausgeplünderte, größtenteils zerstörte und von Tod und Hunger gezeichnete Trümmerstätte zurückgelassen hatten.

Keines der Länder, deren Diplomaten in den beiden westfälischen Städten um jeden Quadratkilometer Boden raufte, hatte selbst im Krieg ernsthaften Schaden genommen, Österreich nicht, Schweden nicht und Frankreich gleich gar nicht. Aber alle behaupteten, sie hätten einen Krieg um den christlichen Glauben geführt. Und das war, wie fast jedermann wußte, nichteinmal eine Halbwahrheit, sondern eine ganze Lüge. Sie diente zu nichts als zur Rechtfertigung dafür, daß man weite Gebiete Deutschlands in Notstandsgebiete verwandelt hatte. Aber gerade die, die behaupteten, sie selbst seien für den Glauben des Volks zuständig, die Theologen, waren unfähig geworden, das überhaupt zu bemerken, so verbissen verteidigten sie ihre theologischen Positionen.

Um den Dreißigjährigen Krieg umfassend darzustellen, müßten wir mindestens zehn Abende veranstalten. Aber ein paar Grundlinien müssen wir doch nachzeichnen, um verstehen zu können, wases mit dem Fresko in unserer Rosenfelder Kirche aus der Zeit unseres Gedächtnisjahrs 1646 auf sich hat, denn gerade damals ist es entstanden.

Wer eine Europakarte über die Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg genau anschaut, sieht eine Reihe von bedeutenden "Nationalstaaten": England, Frankreich und Spanien im Westen, Habsburg/Ungarn, Litauen/Polen und Rußland im Osten, Schweden und Dänemark im Norden. In allen diesen Staaten hatten starke Herrscher den kleinlichen Eigennutz ihrer kleinen Lehnsträger meist mit Gewalt gebrochen und ein deutliches Nationalgefühl hervorgebracht. Nicht so in Deutschland. Es war nach wie vor ein Flickenteppich von hunderten mittelgroßen, kleinen und kleinsten Fürstentümern, Bistümern, Grafschaften, Reichsstädten, Ritterschaften usw. Daran war fast ausschließlich der Eigennutz und Eigensinn der Reichsfürsten schuld, die einem schwächer werdenden Kaisertum Privileg um Privileg entrissen, bis der König oder Kaiser nur noch das durchsetzen konnte, wozu er durch seinen eigenen Besitz in der Lage war. Wenn also die großen umliegenden Mächte ihre Händel austragen wollten, bot sich dieses Mischgebilde winziger katholischer, lutherischer oder reformierter Kleinherrschaften als Tummelplatz für die Landsknechte und ihre Führer regelrecht an. Hier würde niemand nationale Interessen verteidigen, ja sogar nichteinmal konfessionelle, obgleich man sich zwar am Beginn des Kriegs zu einem katholischen Bündnis, der "Liga", und einem protestantischen, der "Union" zusammengeschlossen hatte.

Was aber war dem Krieg vorausgegangen und hatte ihn unvermeidbar gemacht? Durch eine gewaltsame Rekatholisierung habsburgischer, bayrischer und böhmischer Länder, verbunden mit vielen Ketzerverbrennungen und Vertreibungen ganzer Volksgruppen wie der evangelischen Salzburger war das hundert Jahre vorher ausgehandelte Konfessionsgleichgewicht empfindlich gestört worden. Und dann wurde es den Böhmen, die teilweise den Hussiten und teilweise den "Böhmisch-mährischen Brüdern" zuneigten, zu dumm. Sie warfen in Prag kaiserliche Beamte zum Fenster hinaus auf einen Dunghaufen und riefen einen calvinistischen Fürsten, den "Winterkönig" aus der Pfalz ins Land. Und das war für die Habsburger natürlich ein Kriegsgrund. Aber nach kurzer Zeit war der begonnene Krieg, wie gesagt angeblich zwischen Katholiken und Protestanten, jeglicher Kontrolle entglitten. Denn die Feldherren, die man besser große Räuberhauptleute nennen sollte, kümmernten sich einen Dreck um Konfessionen, wenn sie und ihre Söldner nur bezahlt wurden. Ich nenne ein paar wenige Namen: Tilly aus Bayern, Spinola aus Spanien, Ernst von Manstein aus Savoyen, Wallenstein aus Böhmen, Christian aus Dänemark, Gustav Adolf aus Schweden und seine schwedischen Nachfolgeneräle, Bernhard von Weimar und die Generale der Franzosen. Keiner unter ihnen hat je einen Landsknecht gefragt, ob er evangelisch oder katholisch sei. Besonders offensichtlich wurde die große Täuschung, als der französische Kardinal Richelieu zugunsten der evangelischen Reichsfürsten Deutschlands in den Krieg eingriff, und zwar im selben Augenblick, in dem er mit La Rochelle

die letzte große Festung der reformierten Hugenotten grausam liquidierte. So war am Kriegsende auch gar nicht mehr vom Glauben die Rede, sondern nur noch von Grenzen und Grenzkorrekturen der kriegführenden Parteien.

Wir sollten uns also bei der Beurteilung des Dreißigjährigen Kriegs von allen moralischen und theologischen Wertungen freihalten. Das gilt vom katholischen Habsburg. Es wollte ein katholisch geprägtes deutsches Kaisertum stärken, gegründet auf seiner süd-deutschen Hausmacht zwischen Burgund und dem Balkan. Bayern störte in diesem Raum, obwohl es auch katholisch war. Mit ihm würde man nach dem Krieg abrechnen. Frankreich wollte nichts als seine Grenze ostwärts bis an den Rhein vorverlegen. England hielt sich ohnehin aus dem aktiven Kriegsgeschehen heraus und zahlte jenen Parteien sogenannte Subsidien, die unter die Räder zu kommen drohten. Und sogar Gustav Adolf Wasa von Schweden war kein Idealbild. Zwar war es ihm wohl mit seinem Glauben ernst, und er ließ auch seine Schweden morgens einen Choral singen, ehe man in die Schlacht zog. Aber im Grunde lag ihm nur an der Ostseeherrschaft, und als er tot war, zeigte sich die schwedische Soldadeska von der übelsten Seite, ebenso wie die Kroaten und Spanier, die die Habsburger aufboten.

Weiter muß man bedenken, daß keine Kriegspartei das Geld hatte, eine größere Armee zu besolden. Es galt also der Grundsatz: Das Land muß den Krieg ernähren. Man führte so lange Krieg in einem Landstrich, solange es dort noch etwas zu plündern und zu stehlen gab, und dann verlegte man den Kriegsschauplatz. Zurück blieben Tod, Trümmer, Hunger und Seuchen. Am ehesten noch überlebten dabei die Städte. Auf dem flachen Land aber starben zwei Drittel der Bevölkerung, und der Rest vegetierte ohne Energie oder Aufbauwillen dahin, denn schon morgen könnte ja wieder eine Landsknechtsbande kommen, plündern und alles wegschleppen, was nicht niet- und nagelfest war, und den Rest abbrennen, damit ihn der Gegner nicht mehr nutzen könnte. Wie aber stand es mit den deutschen protestantischen Fürsten, deren Länder am meisten zu leiden hatten? Konnten sie nichts tun, um ihre Bevölkerung zu schützen? Das Urteil mag hart klingen: Sie waren teils Schwächlinge, teils charakterlose Lumpen. Wenn sie nur die eigene Haut retteten, war ihnen das genug. Den sächsischen Kurfürsten, einen Nachkommen der Fürsten Luthers, gewannen die Habsburger mit der Zusage, ihm die Lausitz zu überlassen, für die katholische Partei, und das war nicht der einzige Verratsfall.

Wenden wir uns unserem eigenen Land, Württemberg zu. Zunächst einmal blieb es im Süden einigermaßen ruhig, denn die großen Kriegsherren hatten andere Kriegsschauplätze aufgemacht, mehr im Osten und Norden Deutschlands. Das Elend begann, als Gustav Adolfs Schweden in Süddeutschland auftauchten. Als bald stürzten sich alle kriegführenden Parteien auf Württemberg, und hier besonders auf unsere Gegend. Denn hier bestand ein solches Durcheinander von katholischen und evangelischen Dörfern, Städtchen und Ritterburgen, daß jeder jeden bekriegte. So hatte unsere Gegend am meisten zu leiden, besonders nach 1634, als die Kaiserlichen die Schweden in der Schlacht von Nördlingen geschlagen hatten. Von nun an wechselte unsere Umgebung ständig die Herren: Die Bayern, die Villinger, die Franzosen, die Fürstenberger, die Schweden, Konrad Widerholt vom Hohentwiel, jeder raubte und plünderte, bis die letzte Kuh tot war. Da die Menschen unter ständiger Unterernährung litten, brach die Pest aus. Ich habe einmal Zahlen aus Sulz aus den Kirchenbüchern ermittelt. Im Jahr 1636 starben an der Pest 555 Einwohner von rund 900. Man mußte Massengräber anlegen und die Menschen schichtweise übereinanderlegen. Ich nehme an, daß man für Rosenfeld ähnliche Zahlen ermitteln könnte. Die Folge solcher apokalyptischer Zustände war, daß eine Art fanatischer Massenirrsinn um sich griff. Die selbsternannten Gemeindevorsteher und ihre Gehilfen bezichtigten diejenigen, die ihnen nicht genehm waren, der Hexerei, machten ihnen einen Folterprozeß, bei dem sie weitere Komplizinnen auspressten, und dezimierten so die Bevölkerung erneut. Man sollte es nicht glauben: Das geschah vorwiegend nicht in katholischen, sondern in evangelischen Gemeinwesen.

Der württembergische Herzog Eberhard III war ins französisch besetzte Straßburg geflohen, in dessen Nähe Württemberg ja auch ein paar Dörfer hatte, die zum Land gehörten. Von seinem Land wußte eigentlich so recht niemand mehr, wem es gehörte. Aber immerhin hatte der Herzog versucht, an festen Orten, wozu Rosenfeld ja gehörte, ein paar Verantwortliche für kleinere Gebiete zurückzulassen. Er hoffte, daß diese sich solange halten würden, bis der Krieg vorbei war, und man von diesen Kleinzellen aus dann mit dem Wiederaufbau des Landes beginnen könnte, wenn Gott wolle.

Und nun sind wir genau bei jenen Jahren angelangt, in denen unserer Rosenfelder Kirche jenes Kleinod geschenkt wurde, das bei der letzten Kirchenrenovierung zum Vorschein kam, ein kunstgeschichtlich einmaliges Fresko. Man hat es, wie man sieht, im erhaltenebliebenen Zustand konserviert und in den Gottesdienstraum integriert. Es zeigt die Erscheinung des Auferstandenen vor dem Apostel Paulus vor Damaskus, und der Vorstellungsrahmen ist eine Truppe bewaffneter Reiter aus dem Dreißigjährigen Krieg.

Ich rufe die Fundgeschichte dieses einmaligen Freskos in Erinnerung. Als man die straßenseitige Seitenempore entfernte, die schon von jeher den Innenraum der Kirche gestört hatte, kam hinter einem Querbalken der Rest eines Gemäldes zum Vorschein. Man hat es, obgleich es nur ein Fragment ist, erhalten und konserviert. Es zeigt einen Kriegsmann mit der Kopfbedeckung eines Soldaten des 17. Jahrhunderts, der ein Schwert schwingt. Aber ein Engel über ihm hält dieses Schwert fest. Da es sich um eine biblische Geschichte handeln muß, haben wir zweifellos den Rest eines größeren Gemäldes vor uns, das die "Opferung Isaaks" darstellte. Und dann kam beim Abschlagen des Wandputzes zufällig ein weiteres Gemäldestück zum Vorschein, das die Denkmalsschützer regelrecht in Alarmzustand versetzte, denn es enthielt ein Stückchen Schrift mit dem Namen "Jirg". Sollte sich etwa in dieser zufällig angeschnittenen Nische ein Gemälde des berühmten Malers Jörg Ratgeb befinden, der ja auch in der Stadtkirche von Herrenberg einen Altar hinterlassen hat? Es folgte unter unendlicher Vorsicht die Öffnung der mit Bruchsteinen ausgefüllten Nische, ein kriminalistisches Meisterstück der Denkmalspfleger. Viele kleine Teile des ursprünglichen Freskos brachen aus oder blätterten ab und mußten anschließend wie ein riesiges Puzzle wieder zusammengesetzt und aufgeklebt werden. Daß der Kirchengemeinderat der Öffnung und Restauration der Nische zustimmte, ohne zu wissen, was man wirklich finden würde, war ein mutiger Schritt bei der ohnehin angespannten Finanzlage während der Kirchenerneuerung, aber er hat sich mehr als gelohnt.

Denn eigentlich dürfte es dieses Fresko während der halbwegs erkennbaren Entstehungszeit überhaupt nicht geben in einer evangelischen Kirche. Dazu muß ich wieder ein wenig abschweifen und an ein Ereignis aus der württembergischen Kirchengeschichte erinnern, an den "Uracher Götzentag" des Jahres 1538. Damals rief Herzog Ulrich seine Theologen und andere Berater in Urach zusammen, um eine der entscheidenden Fragen zwischen seinen Lutheranern und seinen Zwinglianern beraten zu lassen: Sollte man in Kirchen Bilder erlauben, um den Kirchenbesuchern biblische Geschichte zu erläutern, wie die Lutheraner zugestehen wollten? Oder sollte man es mit den strengen Zwinglianern halten, die auf das Bilderverbot der Zehn Gebote hinwiesen: "Du sollst dir kein Bildnis noch Gleichnis machen..."? Waren Bilder in Kirchen nicht eine Art Götzendienst? Man einigte sich schließlich auf einen Kompromiß. Schon vorhandene Bilder in den evangelisch gewordenen Kirchen Württembergs sollten nur dann entfernt werden, wenn sie nicht einen biblischen Inhalt hatten, sondern einen "götzendienerischen", wie bei den zahlreichen Heiligenaltären. Biblische Bilder mußten aber als solche klar erkennbar sein, notfalls mit erklärenden biblischen Texten ausgestattet werden. Aber neue Bilder sollten in den württembergischen Kirche unter keinen Umständen angebracht werden.

Man muß also deutlich festhalten: Unser Nischenbild von Rosenfeld war nach den Beschüssen des "Götzentags" eigentlich illegal bzw. verboten. Da muß also ein ganz bedeutender Württemberger die Hand im Spiel gehabt haben, der sich über das Verbot hinwegsetzte. Wer das war, hoffte man herauszubekommen, wenn man die zur Hälfte erhaltene, zu anderen Hälfte aber ergänzbare Schrift am unteren Rand entziffern könnte. Begeben wir uns also auf diese Spurensuche, ein regelrechtes Kriminalstück.

Der Haupttext besteht aus vier Zeilen, unter ihm ist eine Zeile mit einem Namen und einer Jahreszahl geschrieben worden. Der vierzeilige Haupttext lautet fast sicher:

"Christ's Paulum selb bekehret hat. Im Korb wirt glassen aus der Statt.

Die Gmein hat Fried, Eneas wirt g'sund, Tabea von dem Tod aufstund."

Die Namensunterschrift ist leider an der entscheidenden Stelle unleserlich zerstört:

"Jirg.....Bürgermeyster und Hailigenpfleger (allhier) 164(7?).

Nun muß man also die Kirchenbücher konsultieren. Da würde sich wohl der Bürgermeister jener Zeit finden lassen, der zur Zeit das war, was man heute Kirchenpfleger nennt, also der Verantwortliche für die Kirchenfinanzen. Und in der Tat, im Totenbuch fand man den Namen: Jerg Harttenstein.

Jetzt waren die Ahnenforscher gefragt, denn "Hartenstein" ist ja ein in Württemberg nicht gerade seltener Name. Was man ermittelt hat, hat uns vor drei Jahren an dieser Stelle ein direkter Nachkomme, der Pfarrer Eberhard Hartenstein, ausführlich erläutert. Sein Ahnherr, auch der unseres württembergischen Nachkriegsprälaten Karl Hartenstein, war nicht nur Bürgermeister in Rosenfeld gewesen, sondern zugleich einer jener Leute, die Herzog Eberhard III vor seiner Flucht ins Elsaß für eine württembergische Region, natürlich für den Streubesitz im Süden, verantwortlich gemacht hatte. Er war zuständig für die württembergischen Truppen auf den Festungen und in den Kleinstädten, auch für deren Verpflegung und Bewaffnung usw. Diesen Posten hatte wohl auch schon sein Vater Carolus Härtstein aus Balingen inne. Er ist mit dem Titel eines "Hauptmanns in Rosenfeld für die Landesverteidigung" versehen und war mit einer Hugenottin mit Namen Meunier, zu deutsch Müller verheiratet. Der Sohn, dessen Lebensdaten mit 1601-1666 angegeben sind, muß ein noch viel umfangreicheres Amt gehabt haben. Verheiratet war er mit einer Gattin aus der wohlhabenderen Schicht Rosenfelds, mit Elisabeth Tafel. Deren Vater war wohl jener "Jacob Dafel, Schneider, verheiratet mit Magdalene Scheiche, genannt Ulmerin", deren beider Namen auf einem weiteren Freskostück zu lesen waren, das leider bei der letzten Kirchenrenovierung unter Pfarrer Raaf verlorengegangen ist, aber vorher von ihm noch fotografiert worden ist. Es ist mit der Jahreszahl 1645 verbunden gewesen. Bedenkt man diese Namen, so wird einem klar: Geld muß zur Verfügung gestanden haben, als sich Hartenstein in den letzten Kriegsjahren entschloß, unsere Rosenfelder Kirche ausmalen zu lassen. Über den Maler selbst wissen wir freilich nichts.

Die Beschlüsse des "Götzentags" von Urach hat er dabei unterlaufen, indem er den biblischen Inhalt des gesamten Kapitels 9 aus der Apostelgeschichte unter unser Bild schreiben ließ: Die Bekehrung des Paulus, seine Flucht aus der Stadt Damaskus in einem Korb, sowie die Heilung des Aneas und die Totenaufweckung der Tabea durch Petrus. Der dichten und verständlichen Beziehung zur Bibel war also Genüge getan.

Übrigens taucht der Sohn des Georg Friedrich Hartenstein, so im Totenbuch, in Sulz auf. Er ist auch dort Bürgermeister. Bei den folgenden Sulzer Nachkommen sind Hutmacher, Rappenwirte und Metzger zu finden. 1749-1817 lebt in Sulz Johann Jakob Hartenstein, er ist Kaufmann und Abgeordneter in der württembergischen Ständeversammlung. Sein Sohn zieht dann als Kaufmann nach Cannstatt um, und über den Bankdirektor Max Hartenstein verläuft die Linie, wie schon erwähnt, direkt zu unserem Prälaten Karl Hartenstein, den einige unter uns noch gekannt haben.

Kehren wir nun aber zu unserem Fresko zurück.

Daß es die Bekehrung des Apostels Paulus darstellt, ist unverkennbar. Oben links ist die Stadt Damaskus recht gut zu sehen, auch jenes alte Stadtor mit den beiden Torfenstern, über die man noch heutzutage den Touristen erzählt, durch sie sei Paulus in einem Korb aus der Stadt gelassen worden. Freilich, dieses Tor stammt erst aus der Kreuzfahrerzeit. Direkt neben der Stadtansicht sehen wir in den Wolken des Himmels den Auferstandenen, erkennbar vor allem am Kreuz, das er in der Hand trägt, und durch das er dem zukünftigen Weltmissionar sein Schicksal ankündigt, das viele Leiden einschließen wird. Am auffälligsten auf dem Gemälde ist der prächtige Schimmel des Paulus sowie nicht weniger als sechs bewaffnete Begleiter, an deren Aussehen man die Bewaffnung von berittenen Soldaten aus dem Dreißigjährigen Krieg sehr genau ablesen kann. Die Soldaten reagieren übrigens wie eine echte Kriegstruppe bei einem unerwarteten Überfall. Sie schirmen sich gegen das blendende Licht der himmlischen Erscheinung durch ihre erhobenen Schilde ab und reißen ihre Schwerter zur Verteidigung aus der Scheide.

Schlecht zu erkennen ist der am Boden liegende Paulus selbst. Am ehesten fallen die beiden Beine auf, ebenso sein gelber Mantel. Über den kommt man dann doch zu seinem Gesicht, das entsetzt nach oben schaut. Der Schild ist ihm aus der Hand gefallen.

Oben rechts sieht man übrigens eine Burganlage der in unserer Gegend üblichen Form eines Donjons, eines befestigten Wohnturms in der Mitte. Meiner Meinung nach könnte es sich um die Burg Albeck bei Sulz im damaligen Zustand handeln.

Was bewog Hartenstein, gerade diese Geschichte am Ende des Dreißigjährigen Kriegs in unsere Kirche malen zu lassen? Darüber kann man natürlich nur Vermutungen anstellen. Ganz ohne Zweifel war Hartenstein ein frommer Mann, sonst hätte er nicht so viel Geld ausgegeben, um sein heimisches Gotteshaus auf diese Weise in ein Schmuckstück zu verwandeln. Wir müssen ja annehmen, daß er weit größere Teile der Kirche hat ausmalen lassen. Vielleicht hat er sich selbst mit Paulus identifiziert? Seine recht ausgiebige militärische Begleitung könnte ein Hinweis darauf sein. Mit ihr wird Hartenstein durch das geplagte Land gezogen sein, immer auf einen plötzlichen Überfall vorbereitet. Hat er die wahren Fragen, die hinter dem angeblichen Glaubenskrieg, hinter

dem mörderischen Geschehen standen, in das er hineingeboren war und in dem er nicht nur eine passive Rolle spielte, ansprechen wollen? Wollte er sagen: Nicht Glaubens- oder andere Kriege bringen die Menschen weiter, sondern das Eingreifen Gottes selbst oder das Eingreifen des Auferstandenen. Dieses Eingreifen aber kann man nicht erzwingen. Man kann es auch nicht in den Theologien der Zeit mit ihren dogmatischen Sätzen finden. Man muß sich von ihm überraschen lassen. Dann aber muß man sich dem göttlichen Willen ausliefern, auch wenn es Leiden und Tod kosten sollte. Haben wir hier ein ähnliches Stück Glaubensbekenntnis eines Schwaben vor uns, wie wir es in den Glaubensliedern Paul Gerhards vor uns haben, der ja gleichzeitig gelebt und seine Trostlieder gedichtet hat? Mir will das einleuchten, aber natürlich hat der Auftraggeber des Bildes nicht seine eigenen Gedanken oder Erfahrungen wiedergegeben, sondern ein Stück biblischer Geschichte daruntergeschrieben, damit der Betrachter etwas zum Nachdenken hätte. Wir dürften ihn dann einreihen in jene vielen biblischen Theologen, die Württemberg hervorgebracht hat, nicht nur in der Zeit Luthers oder des Dreißigjährigen Krieges, sondern auch in der Zeit des frühen Pietismus.

Angesichts von Bildern darf man auch ein wenig spekulieren. Am unteren linken Rand, über der Schrift, ist etwas zu erkennen, das nicht so ohne Weiteres zum Ganzen passen will: Ein Hund, der deutlich das Gesicht eines Menschen trägt, und der sich vom ganzen Geschehen abwendet. In der Geschichte der Gegenreformation und damit jener Bewegung, die auf den Dreißigjährigen Krieg hinführte, gibt es eine besonders herausragende Persönlichkeit. Er heißt Peter de'Hond, stammt aus Nymwegen und nannte sich im Stil seiner Zeit Canisius, war der erste deutsche Vertreter des Jesuitenordens und der diesem übertragenen neuen Inquisition und war maßgeblich an der Rekatholisierung Österreichs, Bayerns und Böhmens beteiligt. 1597 gestorben, wurde er 1864 selig und 1925 heiliggesprochen. Sein Name paßte gut zu jener Selbstbezeichnung, den sich der Orden der Gesellschaft Jesu in südlichen Ländern gerne gab: "Die Kampfhunde Gottes". Deshalb findet man den Hund auch auf manchen jesuitischen Heiligenbildern. Und wenn Sie einmal im Ofenplattenmuseum die Platte anschauen, auf der die Bekehrung des Paulus ebenfalls abgebildet ist, finden sie auch dort den Hund mit dem Menschenkopf, der sich vom Geschehen der Erscheinung des Auferstandenen vor Paulus abwendet, als wolle er sagen: Das gefällt mir gar nicht. Ich weiß nicht, ob der Maler dieses Bildes an Peter Canisius gedacht hat, für möglich halte ich es. Es würde durchaus in jene Zeit passen, in der das Elend, das Christen Brüdern antaten, längst ihrer Steuerung entglitten war und nur noch sinnlose Opfer forderte.

Ich möchte hier an den Text von noch einer Ofenplatte aus unserem Museum erinnern. Auf einer in Ludwigsthal bei Tuttlingen gegossenen Platte, entstanden unmittelbar nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges, sehen wir oben alles Kriegswerkzeug und alle Symbolik dieser mörderischen Zeit. Auf der Unterschrift aber ist zu lesen:

"Mit Erz die Erde schwanger geht, weil alles in den Waffen steht.

Gott schenke bald die güldne Zeit, verkehr in Frieden allen Streit" (allemanisch natürlich "Strit".)

Wenn wir über dieser Platte die Ansicht von Rosenfeld betrachten, die dem berühmten Merian zugeschrieben wird, aber wohl von einem seiner Schüler gezeichnet wurde, erkennen wir, daß gerade der gewaltige Fruchtkasten, dessen Entstehung wir bei unserem ersten Jubiläumsvortrag besprochen haben, deutlich Kriegsschäden aufweist. Er hat gerade kein Dach und sieht aus wie eine Ruine. Andererseits aber sieht man auch die Wehrhaftigkeit der Stadt Rosenfeld mit ihren Mauern und Wehrtürmen. Das dürfte nicht zuletzt das Werk der Hartensteins gewesen sein und Rosenfeld vor den schlimmsten Greueln des Dreißigjährigen Krieges einigermaßen bewahrt haben.

Zwei Jahre nach unserem diesmaligen Jubiläumsdatum 1646 war der Krieg zu Ende und der Wiederaufbau konnte beginnen. Er war in jeder Hinsicht mühselig und schwierig, und es dauerte viel länger, als nach den beiden letzten Kriegen, bis die Bevölkerung auch unserer Stadt wieder Luft bekam und einen bescheidenen neuen Wohlstand erarbeiten konnte. Denn es kam für Württemberg keine reine Friedenszeit. Bald hatte man wieder unter Überfällen fremder Heere zu leiden, durch die "Erbfolgekriege" Ludwigs XIV, denen etwa Heidelberg und das berühmte Peter- und Paulskloster in Hirsau zum Opfer fielen. Auch änderte sich durch den Dreißigjährigen Krieg nahezu nichts an der klein-karierten Gemengelage der Herrschaftsgebiete in unserer Gegend. Das Gebiet der ehemaligen Grafen von Hohenberg blieb nach wie vor österreichisch, und Hohenzollern lag nach wie vor wie ein Sperrriegel vor dem Kernland Württemberg.

Kann man eigentlich über diesen Abend eine Bilanz ziehen? Man möchte es gerne, denn seit meiner Jugend hat den Dreißigjährigen Krieg nie jemand gütgeheißen. Und wenn man ihn in der Schule oder in Geschichtsbüchern abhandelt, ist das Ergebnis immer: Der Dreißigjährige Krieg ist das Musterbeispiel dafür, daß Kriege um Glaubensfragen immer sehr viel mehr Elend über die Menschen bringen, als daß sie irgendetwas klären. Und ich erinnere mich auch an viele Lehrer und Bücher, die das Ganze zusammenfaßten mit der Behauptung: Gottlob leben wir heutzutage in einem Zeitalter, in dem man vielleicht mit Worten um den rechten Glauben streitet, wo man aber auch den Glaubensstandpunkt eines anderen achtet, toleriert und seinen eigenen Glauben an der Überzeugung eines anderen mißt und überprüft. Und das wird in der Zukunft sicher dazu führen, daß man mindestens unter Christen keinen Krieg mehr führt, sondern sich, wenn auch langsam, einander annähert, zusammenarbeitet, Gemeinsames unternimmt, um seiner Welt zu zeigen, daß Jesus Christus, der Lebende mit seinem Vorbild und der Auferstandene mit seinem Geist, Einheit gewollt hat und will. Und gottlob sind wir heutzutage auch so mündig geworden, daß wir unsere Obrigkeit nicht mehr ohne Weiteres "gottgesetzt" nennen, sondern ihr kritisch auf die Finger sehen und gelegentlich durch Wahl oder Votum auf die Finger klopfen.

Ich bin nicht sehr optimistisch. Ich befürchte, wir machen uns etwas vor. Nichteinmal die Methoden haben sich groß geändert. Wir haben zum Beispiel den Balkankrieg mit seinem ganzen Elend an Zerstörung und Flüchtlingselend knapp hinter uns. Er begann auch damit, daß katholische Kroaten, orthodoxe Serben, muslimische Bosnier und ehemalige katharische, aus Not muslimisch gewordene Christen plötzlich zu entdecken glaubten, daß ihnen ihre Verschiedenheit ein friedliches Zusammenleben nicht erlaubten. Was in der Folgezeit geschah, unterschied sich vom Dreißigjährigen Krieg nicht im Geringsten, und das nicht in einem fernen Winkel Afrikas oder Asiens, sondern mitten im europäisch-abendländischen Kernbereich. Haben wir wirklich etwas gelernt aus den Erfahrungen unserer Vorfahren im Dreißigjährigen Krieg? Und ist die Geschichte von der Erscheinung des Auferstandenen vor Paulus, der wir in unserer Kirche Sonntag um Sonntag gegenüber sitzen, tatsächlich ein Anreiz dafür, dem Geist des Auferstandenen mehr zuzutrauen als unserem rechthaberischen Besserwissen über Glaubensfragen? Man möchte das hoffen, aber viele Hoffnungszeichen gibt es leider immer noch nicht, nichteinmal im eigenen Denken, wenn man ehrlich ist.

Fünfhundert Jahre in der Kirche von Rosenfeld - ein Rückblick in die Geschichte

4) Das Jahr 1796

Man mag sich fragen, ob das Jahr 1796, von dem uns zweihundert Jahre trennen, einen eigenen Abend wert sei. Und da kommt es darauf an, was wir erwarten, gerade auch für das kirchliche Leben in der Kirchengemeinde Rosenfeld. Schon unser erstes Jubiläumsjahr 1496 war unter dem Gesichtspunkt gestanden: Württemberg in einer Umbruchszeit zwischen Mittelalter und Neuzeit. Aber damals hatten wir wenigstens wie einen Fels in der Brandung unseren guten Herzog Eberhard im Bart beschreiben können. 1546 war uns als Datum durch das Gedenken an den Tod Luthers vorgegeben, aber das Jahr war auch für Württemberg bedeutsam, denn mit einiger Verzögerung gegenüber anderen protestantischen Gebieten hatte sich Württemberg kurz vorher auch für die Reformation entschieden und war dabei, diese Entscheidung in württembergischer Gründlichkeit zu untermauern und unumkehrbar zu machen. 1646 hatten wir an das Ende des Dreißigjährigen Kriegs gedacht und das schöne Fresko in unserer Kirche in seine Entstehungszeit und deren Geschichte hineingestellt.

Mit 1796 kommen wir aber in große Schwierigkeiten. Man könnte beinahe behaupten: In Württemberg war in diesen Jahren fast überhaupt nichts los. Zwar befand sich die Welt insgesamt in einer geradezu unheuerlichen Umbruchszeit auf geistigem und politischem Gebiet, aber in Württemberg schien man davon wenig zu merken. Man lavierte sich in jeder Hinsicht eben so durch, so gut es ging.

Reden wir aber zunächst von dem weltweiten Umbruch, der auf Dauer mehr im Denken und Leben der Menschen verändert hat als jeder Umbruch zuvor.

Vielleicht waren die politischen Umwälzungen, so viel sie äußerlich veränderten, gar nicht so entscheidend, denn gerade in Deutschland brauchte man mehr als ein halbes Jahrhundert, bis man überhaupt begriff, was vorgegangen war. Das französische Volk hatte sich gegen jene absolutistische Obrigkeit erhoben, die nichteinmal von ferne begreifen konnte, daß ein Fürst des Barock kein kleiner Herrgott war, sondern ein "Diener seines Staats" sein sollte, wie es Friedrich der Große zwar formuliert, aber kaum irgendwo praktiziert hatte. Mit der französischen Revolution aber hatte sich alles verändert. Die Idee der Demokratie, auf Deutsch der "Volksherrschaft" war geboren. Und sie würde zunächst in Europa und Amerika, später aber auf der ganzen Welt Volk um Volk ergreifen und Tyrannen um Tyrannen beseitigen. Die Bewegung ist freilich noch lange nicht abgeschlossen. In China und in weiten Teilen der moslemischen Welt hat man sie immer noch nicht begriffen.

Am Geschehen der französischen Revolution änderte auch das Zwischenspiel eines ganz neuartigen Tyrannen nichts, der seine Herrschaft nicht mehr aus Gottesgnadentum, sondern aus nationalfranzösischem Pathos bezog, Napoleons. So viel er auch veränderte, seine Herrschaft war von allem Anfang an zum Scheitern verurteilt, und seine Verbannung nach St. Helena war von allem Anfang an vorauszusehen. Und sogar der Zusammenschluß aller konservativen Kräfte gegen ihn in den Zeiten der "Heiligen Allianz" nach seiner Unterwerfung konnte die Idee der Demokratie zwar bremsen, aber letztlich doch nicht verhindern. Was immer man der Demokratie kritisch anlasten mag, ohne sie möchten wir nicht mehr leben.

Und da sind wir schon beim geistigen Umbruch der Zeit vor der Wende zum 19. Jahrhundert, bei der sogenannten "Aufklärung". Auf dem philosophischen Gebiet hatten zwar auch hier die Franzosen und Engländer Vorreiterdienste getan, aber 1796 lebten Immanuel Kant, Gottfried Wilhelm Leibnitz und Johann Gottlieb Fichte noch, Lessing war erst kurz zuvor gestorben. Goethe und Schiller standen auf dem Höhepunkt ihrer Schaffenskraft. Ebenso wichtig war der Umbruch auf dem Gebiet der Naturwissenschaften. Physik, Chemie, Geologie, Mechanik, Biologie und weitere Wissenschaften, die sich auf Beobachtung und Mathematik gründeten, und die heute die Schulfächer jedes Schülers bilden, waren eben erst entstanden. Ich verzichte darauf, auch nur anzudeuten, was man damals alles "erfand". Die französischen Revolutionäre hatten das, was den Umbruch herbeiführte, mit dem Begriff "Vernunft" auf den seitherigen Thron Gottes gesetzt. Tatsächlich, die Menschen wandten sich einer neuen Form von "Wahrheit" zu. Wahr, so sagten die Aufklärer, ist nicht das, wovon jemand ohne jeden Beweis behauptet, es sei Wahrheit, wahr ist nur, was man auf Grund von Naturgesetzen erkennen, errechnen, beweisen kann, also deshalb, weil zwei mal zwei vier ist. Allzulange hatte man darauf gebaut, daß die Welt auf wunderbare Weise von einem allmächtigen Gott und seinen ebenso allmächtigen Ablegern durch die Zeiten gelenkt werde. Jetzt wollte man wissen, wie, und sieheda, das meiste, wie man

unter totaler Überschätzung der eigenen neuentdeckten Vernunft meinte, war erklärbar und berechenbar und vom menschlichen Verstand gestaltbar. Möglicherweise hatte diese ganze gewaltige Weltmaschine vor Urzeiten ein großer Uhrmacher in Gang gesetzt, als ein solches 'Höchstes Wesen' wollte man Gott durchaus noch gelten lassen. Aber er wäre ja nicht der Allmächtige gewesen, wenn er dauernd durch Wunder und Offenbarungen in den Lauf seiner perfekten Maschine eingreifen müßte. Der Glaube an Wunder war schlicht überflüssig, ja er lähmte den menschlichen Entdecker-, Erfinder- und Gestaltergeist. Der Mensch durfte sich selbst nur klarmachen, daß er irgendwelche Bevormundung nicht nötig habe, daß alles erklärlich und machbar sei, man dürfe nur wollen. Denn der Mensch war ja nun aufgeklärt, er war kein Geschöpf, sondern ein Vernunftwesen.

Soweit ein allzu kurzer Gesamtüberblick über die Gesamthaltung jener Epoche um 1796 auf geistigem Gebiet. Aber wenden wir uns nun Württemberg zu. Da müssen wir nun leider feststellen, daß die großen Linien, die die Aufklärungszeit vorgezeichnet hat, fast völlig an unserem Land vorbeigingen. Man war schlicht orientierungslos.

Beginnen wir mit der politischen Szene. 120 Jahre lang hatten autoritäre Barockfürsten über Württemberg geherrscht, Herzöge, die weit über ihre und des Landes Möglichkeiten und Verhältnisse gelebt hätten, wären sie nicht immer wieder von der "Landschaft", der Ständevertretung gebremst worden, in der die adelige Oberschicht und die hohe Geistlichkeit der württembergischen Landeskirche das Sagen hatten. So war dafür gesorgt, daß die württembergischen Herzöge in ihrer autoritären Gigantomanie stets ein wenig zurückgestutzt wurden. Es begann mit Eberhard Ludwig. Ihm folgte Karl Alexander, sein Vetter, ein vom Krieg geprägter Mann, der seine drei Söhne wegen seiner Verehrung zu seinem Kriegsherrn, dem Prinzen Eugen, mit dessen Namen versah, Karl Eugen, Ludwig Eugen und Friedrich Eugen. Karl Eugen regierte am längsten und am verworrensten, nämlich von 1737 bis 1793. Anfänglich ein ausschweifender Tyrann, veränderte er sich unter dem Einfluß der Gräfin Franziska, die er später heiratete, obgleich sie nicht standesgemäß war, zu etwas mehr Verantwortung, jedoch fallen in diese seine Schlußzeit Experimente, die Eintagsfliegen bleiben mußten, so die Errichtung der "Hohen Karlsschule", einer nach preußischem Modell errichteten Zuchtanstalt, aus der Schiller entfloh. Was aber auf der Welt vor sich ging, hat Karl Eugen nie richtig eingeordnet, und so begann die württembergische Schlingerpolitik zwischen Franzosen, Österreichern, Preußen und sogar Russen, denn man hatte eine Nichte Karl Eugens, Dorothea Maria Feodorowa, mit dem zukünftigen Zaren Paul I verheiratet. Die Brüder Karl Eugens dienten als tüchtige Offiziere in den Heeren der Franzosen und der Preußen, waren aber als Regenten von jeweils nur zwei Jahren, Ludwig Eugen von 1793-1795, Friedrich Eugen von 1795-1797 völlig orientierungs- und instinktlos, sodaß Württemberg zwischen alle Fronten geriet und schwer unter ständigen Überfällen aus dem Westen zu leiden hatte. Was hinter der französischen Revolution steckte, haben sie ernstlich nie recht begriffen, so wenig, wie ihr Nachfolger, Friedrich II, den Napoleon 1806 zum König machte. Im Gegenteil, der dicke Friedrich ließ es sich angelegen sein, auch noch das letzte demokratische Instrument, die "Landschaft" mit ausländischer Hilfe zu entmachten, um als regelrechter Despot allein regieren zu können. Als solcher machte er dann seine Sache nicht einmal ganz schlecht und lavierte sich mit Erfolg zwischen Napoleon und seinen Feinden durch, abgesehen von den zehntausenden Soldaten, die er dem Korsen stellen mußte, und die größtenteils auf dessen Rußlandfeldzug ums Leben kamen.

Von der Flucht Schillers aus der Zuchtanstalt Karl Eugens, die eigentlich eine Eliteschule hätte werden sollen, haben wir schon gesprochen. Mit der Tübinger Universität sah es besser aus. Da machten im Jahr 1795 drei regelrechte Genies ihr Examen, nämlich Hegel, Hölderlin und Schelling. Aber vor ihnen suchen wir in Württemberg vergeblich nach einem Großen, der etwa in der Aufklärungsphilosophie eine Rolle gespielt hätte, und auch Naturwissenschaftler gibt es aus Württemberg kaum welche. Also auch die geistige "Aufklärung" ging an Württemberg regelrecht vorüber.

Warum war das so? Das ist leicht zu erklären, und damit sind wir nun endlich an Fragen, die die Kirche und ihre Geschichte betreffen. In Württemberg hatte der frühe Pietismus eine Heimat gefunden wie kaum in einem anderen Land in Deutschland. Und er hatte viele Fragen und Erkenntnisse der "Aufklärung" schon einmal vorweggenommen. Denn er ging in seiner Art, Theologie zu treiben und Frömmigkeit zu praktizieren, der Aufklärung recht deutlich voran und nahm auch viele ihrer Ansichten voraus.

Zu behaupten, der Pietismus und die Aufklärung seinen gewissermaßen Geschwister gewesen, hat zu allen Zeiten geradezu leidenschaftlichen Protest der Pietisten hervorgerufen. Die Behauptung stimmt aber doch, mindestens in einem entscheidenden, grundsätzlichen Punkt. Vor Pietismus und Aufklärung galt der einzelne Mensch und sein Denken und Glauben nichts. Beide wurden von allgemeingültigen Lehren und von autoritären Ansichten einzelner Fürsten bestimmt. Man glaubte nicht, was man wollte und wie man wollte, sondern man sagte, wenn auch nur sehr äußerlich, ja zu den orthodoxen Lehrsystemen der Leute, die es angeblich besser wußten, der orthodox-lutherischen oder reformierten Theologen. Zwar hat der frühe Pietismus nie gesagt, das sei unwürdig oder unvernünftig, aber er sagte sehr entschlossen, das sei unfruchtbar und sinnlos. Es gehe doch nicht um eine fromme Theorie im Glauben, sondern um eine fromme Praxis. Das Wort "Pietismus" kommt bekanntlich von der Forderung der frühen Vertreter dieser neuen Art, den Glauben sichtbar zu machen: "Praxis pietatis", man kann das auch übersetzen "Tätige Frömmigkeit". Dazu mußte man nicht Katechismen auswendiglernen, sondern in der Bibel nachlesen, was Gott durch die Väter des Glaubens den Menschen angeboten habe und was er von ihnen erwarte. Und dazu müsse man auch als Laie gründlich nachdenken, und weil das der Einzelne selten schaffe, müsse man das gemeinsam tun. So entstanden die verschiedenartigen "Stunden", in denen pietistisch geprägte Christen Württembergs heute noch zusammenkommen. Das ernsthafte Nachdenken über das, was da stehe, führte aber alsbald dazu, daß Männer wie Johann Albrecht Bengel und andere mit großer Anstrengung nach dem bestmöglichen Text der Bibel suchten, und das war eine Sache des Verstands, der für den Glauben die Vorarbeit leisten mußte. Und genau an dieser Stelle entdecken wir plötzlich eine ganz auffällige Nähe des Pietismus zur Aufklärung. Vielleicht ist der Onstmettinger Pfarrer Philipp Matthäus Hahn eine Figur, an der man diese Bruderschaft zwischen Pietismus und Aufklärung am ehesten entdecken kann. Lebenslang war er ein entschlossener und mutiger Stundenmann und hat seinem Herzog Karl Eugen, der ihn verehrte und benötigte, nicht nur einmal die Leviten verlesen. Zugleich war er aber einer der besten Mechaniker und Naturwissenschaftler seiner Zeit, das kann man im "Kasten" von Onstmettingen an den zahlreichen Waagen, Uhren, Rechenmaschinen und anderen damals als Wunderwerken bestaunten Maschinen erkennen.

Und noch eines verband Pietisten und Aufklärer: Beide lehnten es ab, sich menschlichen Lehrsystemen zu beugen, die sich als Wahrheit ausgaben, einfach, weil sie schon lange vorhanden waren. Wir erinnern uns an die extremsten Äußerungen dieser konservativen Glaubens- und Weltanschauungen. War es schon nur durch die großen Entdecker zu widerlegen, daß die Erde eine Scheibe sei und keine Kugel, so wurde es noch schlimmer, als sie erklärten, die Erde drehe sich um die Sonne und nicht umgekehrt. Da setzte die katholische Führungsriege die Inquisition gegen Galileo Galiläi ein. Und aus dem evangelischen Lager bekam er dabei keinerlei Rückendeckung, da dachte man genau so konservativ. Dem machten Pietismus und Aufklärung ein Ende. Der Mensch durfte den Glauben als Auftrag zum Handeln begreifen, und er durfte denken, auch wo das Denken Glaubensdogmen in Frage stellte.

Weil aber der Pietismus in Württemberg eine so große Rolle spielte, hatte es die Aufklärung schwer und wurde rasch angefeindet. Denn sie ging der pietistischen Frömmigkeit zu weit. Da wurden Dinge in Frage gestellt, die jedem Frommen bei aller Offenheit gegenüber dem Denken unverzichtbar waren: Die Existenz eines Gottes, der die Welt in Händen hält und durch seine wunderbare Macht erhält, und die Erkenntnis, daß Gott durch Menschen wunderbar zu anderen Menschen redet, man nannte das immer "Offenbarung". Als die Aufklärer an diese beiden Glaubensgrundlagen klopfen und auch sie in Frage stellten, sagte der Pietismus, vor allem der bibelfeste württembergische Pietismus leidenschaftlich "nein". Und er sagte auch "nein" zu einer anderen Art von Demontage entscheidender Glaubenswahrheiten, nämlich zu dem "nur ein Mensch" der Aufklärer im Blick auf Jesus Christus. Denn an der Kritik der Wunder blieb ja die Aufklärung nicht stehen. Sie bezweifelte energisch, weil sie nicht "natürlich" erklärt werden konnte, die Auferstehung Jesu und alle Konsequenzen, die der Christenglaube aus ihr gezogen hatte. 30 Jahre vor unserer Zeit war Philipp Friedrich Hiller gestorben, der in Württemberg dem "nein" zur Auferstehungskritik am vollmächtigsten widersprochen hatte: "Jesus Christus herrscht als König, alles wird ihm untertänig, alles legt ihm Gott zu Fuß. Aller Zunge soll bekennen: Jesus sei der Herr zu nennen, dem man Ehre geben muß."

Ich habe diesen Vers nicht ohne Grund zitiert. Unser Schalldeckel über unserer Kanzel erinnert mich an ihn. Über das Entstehungsdatum der Kanzel habe ich nichts gefunden,

aber daß sie dem ausgehenden Barock zuzurechnen ist, also ungefähr zu der Zeit entstanden ist, die wir heute abend bedenken, daran gibt es für mich keinen Zweifel. Ich wüßte freilich gerne, welcher der Rosenfelder Pfarrer für die künstlerische Konzeption dieser Kanzel verantwortlich war, denn die ist mehr als ungewöhnlich. Zunächst einmal ist am Kanzeldeckel alles ganz orthodox und dogmatisch. Gottvater, Jesus Christus und die Taube als Heiliger Geist sind zu sehen wie auf vielen Darstellungen der christlichen Kunst, also die christliche Dreieinigkeitslehre. Aber die Ausgestaltung ist überraschend. Denn Gott-Vater, mit dem Hut eines Universitätsprofessors, ist auf seinem Thron sitzend nicht, wie zu erwarten, oben dargestellt, sondern in der Mitte. Über ihm aber schwingt der auferstandene Christus seine Siegesfahne. Der Heilige Geist aber ist für den Betrachter oder Gottesdienstbesucher fast nicht zu sehen, dagegen für den Prediger. Er erscheint ihm an der Unterseite des Schalldeckels, als sei er vor allem für das zuständig, was vom Pfarrer auf der Kanzel gesagt werden soll, als solle sich der Prediger immer daran erinnern, daß seine Predigt nicht nur seinem Verstand, sondern dem Geist Gottes gehorsam zu sein habe. Haben wir die geistige Leitidee dessen, der diese Kanzel entworfen hat, richtig interpretiert, so war es ganz gewiß kein Pfarrer oder Künstler, der dem aufklärerischen Rationalismus anhing oder glaubte diesem verpflichtet zu sein. Eher würde ich ihn dem gesunden Pietismus württembergischer Prägung zuordnen. Aber wie gesagt, das bleibt ein Gedankengang ohne Beweis, denn wir wissen aus jener Zeit zu wenig von dem, was kirchlich in Rosenfeld geschah, und die Pfarrer dieser Epoche sind uns zunächst nur dem Namen nach bekannt und fallen durch ihre langen Amtszeiten auf: Magister Johann Jakob Flatt aus Balingen, 1714-1760; Magister Johannes Roller aus Balingen, 1760-1779; Magister Wilhelm Friedrich Lang aus Nürtingen, 1779-1831.

Bei genauerem Nachforschen aber bestätigt sich unsere Vermutung über den Pietismus in Rosenfeld, vor allem, wenn wir die Umgebung mit einbeziehen. Flatt, der 46 Jahre lang die Geschicke unserer Kirche leitete, war nämlich ein Schüler von Johann Albrecht Bengel in Denkendorf gewesen und ging im Hause des Vogts von Sulz, Joseph Bengels, der dessen Buder war, aus und ein. Dort lebte zu seiner Amtszeit auch der Amtsarzt und spätere Leibarzt Herzog Eugens und seiner zweiten Frau Franziska von Hohenheim, Albrecht Reinhard Reuß. Er hatte eine Tochter Johann Albrecht Bengels zur Frau und hatte, unter den kritischen Blicken der beiden Bengelbrüder, eine Herrnhuter Stunde in Sulz eingerichtet. Das war 1737-1753. Auch die beiden Dekane von Sulz Breg und Hellwag waren Bengelfreunde. Hellwag hat die jüngste Tochter Johann Albrechts geheiratet und amtierte in Sulz 1761-1774, also in der Zeit des Rosenfelder Pfarrers Roller. Und auch Lang hatte in Sulz pietistische Vorgesetzte und sicher auch Freunde. Während seiner langen Pfarrerszeit von von 52 Jahren amtierte in Sulz der berühmte Dekan Bauder, und in den letzten Jahren als zweiter Pfarrer der bekannte pietistische Liederdichter und -umdichter Albert Knapp. Es wäre nach den Sitten jener Zeit seltsam, wenn die Rosenfelder Pfarrer nicht gleichgesinnte Nachfolger nachgezogen hätten und wenn die ebenso gesinnten Dekane ihnen dabei nicht Schützenhilfe gegeben hätten. So kann man fast sicher annehmen, daß alle drei Rosenfelder Pfarrer jener Zeit dem Pietismus sehr nahestanden. Soviel zu unserem eigenartigen Kanzeldeckel, der außerdem den jedem Pietisten überaus gelegenen Spruch trägt: "Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren":

Ob und wann in Rosenfeld selbst aufklärerischer Rationalismus eingedrungen ist, weiß ich nicht. Es ist aber notwendig, sich klarzumachen, daß sich das gottesdienstliche Leben überall sehr deutlich veränderte, nicht zum Guten, wie wir aus unserer Sicht urteilen müssen.

Da wir auch an Luther denken: In jener Zeit entstand ein ganz neues Lutherbild. Luther wurde zum deutschen "Glaubenshelden", der aus dem "dumpfen Mittelalter in die Freiheit eines vernünftigen Denkens in Glaubensfragen geführt" hatte. Er hatte die "Säkularisierung" in Gang gebracht, als er mit dem rückständigen und unvernünftigen Katholizismus brach. Dazu muß man sich noch die neuen Lutherstandbilder jener Zeit anschauen, etwa das in Worms und das in Dresden vor der Frauenkirche, die man eben wiederaufbaut. Da steht ein Held, der vor aller Welt die Bibel in der Hand hält in der Pose dessen, der erklärt: "Hier stehe ich, ich kann nicht anders", was Luther übrigens nach guten Berichten in Worms vor Kaiser Karl nicht gesagt hat, sondern nur den Nachsatz: "Gott helfe mir. Amen.", und zwar sehr bescheiden und nicht ohne Furcht.

Die Predigt verwandelte sich in eine "Kanzelrede". Auch dieser Ausdruck stammt aus dem 18. Jahrhundert. Sie war meist hochmoralisch und streckenweise auch recht seicht, zugleich aber auch praktisch und konkret. Man wollte den orthodoxen Schwulst des Barock und

die gelegentlich drängerische Ungepflegtheit mancher Bekehrungsprediger aufgeklärt hinter sich lassen und "ins Leben hinein" predigen. Da gibt es Berichte darüber, daß ein Pfarrer, hoffentlich nicht in Rosenfeld, an Weihnachten über "Ochs und Esel" und die wirtschaftlichen Vorteile der Stallfütterung predigte und ein anderer an Ostern über die Gefahren des Lebendig-begraben-werdens. Das war natürlich nicht die Regel. Und die Forderung nach "Allgemeinverständlichkeit", nach "Volksbelehrung" und nach "moralischer Abzweckung" eines Bibeltexts sind ja nicht an sich schlecht. Aber dadurch wurde die Predigt immer länger und länger und vertrieb langsam die Liturgie mit ihrem, wie man erklärte, "Brimborium" wie Kerzen, Altardienst, gemeinsam gesprochenen Glaubensbekenntnis und Vaterunser.

Ebenso schlimm erging es dem Kirchenlied. Mehrstimmiges Choralsingen im Gottesdienst wurde verpönt, und bald wanderte der künstlerisch-kirchenmusikalische Teil des Gottesdienstes aus in das "Kirchenkonzert", denn nur hier konnte man mit guten Kräften Kunst bieten. In den neuen Gesangbüchern versuchte man, die "unzumutbaren" Reformationmelodien auszumerzen oder wenigstens rythmisch zu vereinfachen. Überhaupt war es am zweckmäßigsten und vernünftigsten, möglichst viele Lieder auf eine einzige Melodie zu singen, besonders beliebt wurde "Valet will ich dir geben..."

Auch den Sakramentsgottesdiensten ging es nun an den Kragen. Man konnte der Gemeinde doch nicht Kindergeschrei bei Gottesdiensttaufen zumuten oder gar ein allsonntägliches Abendmahl. Die "Haustaufe" und das "Hausabendmahl bei Sterbenden" wurden zur Regel, und sogar im frommen Württemberg ging man nur noch einmal im Jahr zum Abendmahl, am Karfreitag. Auch die bürgerlichen Feste machten sich in der Kirche breit und verwiesen die kirchlichen in die zweite Reihe, etwa Neujahr, Totensonntag, staatlich verordneter Bußtag und auf katholischer Seite Karneval und Fasnet. Pfingsten, Trinitatis, Erscheinungsfest und Anderes wurde unwichtig. Dagegen erfreute sich nun die Konfirmation als moralische Selbstverpflichtung von Jugendlichen wachsender Beliebtheit, wobei man natürlich die alten Katechismen auf "vernünftige" Weise reinigte.

Schließlich: Obwohl man doch so zeitnah und allgemeinverständlich orientiert sein wollte, gingen von der Aufklärungstheologie nur ganz geringe Anstöße in sozialer und missionarischer Richtung aus. Man überließ kleinen sozialen "Vereinen" und "Missionsvereinen" die Arbeit auf diesem Sektor, man sah ungerührt zu, wie der verelendende Arbeiterstand Karl Marx in die Arme lief. Man sah im nichtchristlichen Menschen den "Edlen Wilden" wie etwa Robinsons "Freitag" oder Karl Mai's "Winnetou". Schon der Aufklärer Rousseau war der Ansicht, einen unverdorbenen Menschen müsse man vor dem Christentum eher schützen als ihn dem Christentum nahebringen. Viele rationalistische Pfarrer dachten ebenso, und aus Württemberg wissen wir, daß es außer den kleinen Orientvereinen und vor der ganz spät entstandenen "Liebenzeller Mission" keinen einzigen Missionsverein gab. Lediglich für die schweizerische "Basler Mission" wurde in Württemberg gesammelt, und die Sammler und Sammlerinnen der "Halbbatzenkollekte" waren in der Regel Stundenleute. Manche rationalistischen Pfarrer sagten es sogar offen: Die Zukunft werde wohl eine moralische, auf gutem Humanismus beruhende allgemeine Weltreligiosität bringen. Dem widersprachen natürlich alle nationaldenkenden Politiker, für die Missionare ganz gut waren, da man auf ihren Spuren Kolonien gründen konnte.

Gewiß, die Aufklärung hatte einen gewaltigen Umbruch hervorgebracht, und jeder, der ihre vor allem technischen Erungenschaften lobt oder in ein Auto sitzt, sollte sich hüten, einfach nur über sie zu schimpfen. Auch für die Auslegung der Heiligen Schrift hat die Aufklärung Erhebliches geleistet und viele Texte erst einmal wieder verständlich gemacht. Aber die Aufklärungseuphorie hatte Schattenseiten, und wie die sich dann später bemerkbar machten, müssen wir bedenken, wenn wir das nächste Mal das Jahr 1946 zum Thema machen.

Fünfhundert Jahre in der Kirche von Rosenfeld - ein Rückblick in die Geschichte

5) Das Jahr 1946

Darf ich eine Art Quizfrage an Sie stellen? Keine Angst, ich beantworte sie sogleich selbst. Wie oft ist in der Rosenfelder Kirche Jesus Christus dargestellt?

Es sind vier Darstellungen. Auf dem Altar sehen wir Jesus als den Gekreuzigten. Das ist natürlich nichts Ungewöhnliches. In den meisten evangelischen Kirchen steht ein Kreuz auf dem Altar, das seit der Reformationszeit die damals meist entfernten Hochaltäre ersetzt hat und angezeigt hat, daß der Tod Jesu "für uns" eine der entscheidenden Glaubensaussagen des Evangeliums ist und bleibt. Auch in neueren katholischen Kirchen hat man sich dieser allgemeinchristlichen Erkenntnis inzwischen angeschlossen. Was man allgemein wenig bedenkt, ist die Kreuzüberschrift, jene Verhöhnung der Judenschaft durch den römischen Statthalter Pontius Pilatus: "Jesus von Nazareth, König der Juden", INRI. Sehr schnell haben Christen vergessen, wie untrennbar sie schon durch diese Kreuzüberschrift mit dem Judentum verbunden waren.

Die zweite Darstellung zeigt Jesus Christus als den Auferstandenen auf unserem Kanzeldeckel. Damit ist die zweite Zentralessage des Christenglaubens festgehalten, ohne die die erste wertlos wäre. Jesus ist von den Toten auferstanden, Gott hat sich zu dem bekannt, der von den Menschen preisgegeben worden war, und hat darum auch nachdrücklich seine Sendung zu den Menschen und seine Worte zu den Menschen als Gottesbotschaften bestätigt.

Die dritte Darstellung scheint unauffällig und führt die beiden ersten dennoch weiter. Auf dem Fresko von der Bekehrung des Paulus wird dargestellt, daß der auferstandene Jesus nicht irgendwie im Himmel verschwunden ist, sondern sehr real in die Geschichte der Menschen eingreift, hier in die Geschichte eines seiner erbittertsten Feinde. Das ist die dritte große Glaubensaussage von Christen: Gott greift durch den Auferstandenen und seinen Heiligen Geist immer wieder in die Menschengeschichte ein und macht Menschen zu seinen Boten und zu Verkündigern der frohen Botschaft von seiner Barmherzigkeit.

Heute wenden wir uns der vierten Glaubensaussage zu, die wir in unserem Glaubensbekenntnis sprechen: "Von dort wird er kommen, zu richten die Lebenden und die Toten". Jesus als den Richter am Ende der Geschichte hat der Künstler Paul Kälberer nach dem Ende des letzten Kriegs und des Naziterrors im Chorfenster unserer Kirche dargestellt, das ja erst durch die Verlegung der Orgel auf die Rückempore in vollen Schönheit sichtbar geworden ist. Warum aber hat Paul Kälberer gerade diese Christusdarstellung und eine ganze Anzahl von Symbolen und Bildern aus der Offenbarung des Johannes gewählt, um Christen nach dem Ende des Dritten Reichs Wegweisung zu geben? Dies soll das Hauptthema unseres heutigen Abends sei.

Denn über das Ende des letzten Kriegs in Rosenfeld und darüber, wie man diese Zeit in der Kirchengemeinde Rosenfeld bewältigt hat, kann und will ich nichts sagen, und das, obwohl ich wenigstens am Rande noch Zeitzeuge dieser Zeit geworden bin. Im Jahr 1943 zur Wehrmacht eingezogen, geriet ich im Sommer 1944 im Zuge der Invasion der Alliierten in Frankreich in Kriegsgefangenschaft und kam aus dieser erst Ende 1948 nach harten Jahren in französischen Kohlenbergwerken frei.

Hätte man mir im Augenblick meiner "Einziehung", am Beginn meines Militärdienstes gesagt, ich würde einmal Pfarrer werden, so hätte ich den Betreffenden hell ausgelacht. Als ich aber im französischen Lens als Gefangener vor eine Bilderwand geführt wurde, auf der Fotos vom Konzentrationslager Vaihingen an der Enz gezeigt wurden, wie es die Franzosen beim Einmarsch vorgefunden hatten, wurde mir schlagartig klar, daß diejenigen, die wir als fehlgeleitete Jugendliche verehrt hatten, schlichte Massenmörder und Verbrecher waren. Die nationalsozialistische Führung, Hitler und seine Befehlsempfänger und Mitarbeiter hatten jene Apokalypse an Grauen zuerst über die Völker, die sie versklavt hatten gebracht, dann aber auch über ihr eigenes Volk. Man hat uns damals im französischen Kriegsgefangenenlager gesagt: Dafür werdet ihr nun 20 Jahre lang büßen, bis der letzte Stein, den ihr zerstört habt, wiederaufgebaut ist. Und ich fand das eigentlich so ganz in Ordnung. Es dauerte noch einige Zeit, bis ich begriff, daß es zur Ideologie des Nationalsozialisten nur eine einzige Alternative gab, den Christenglauben, und daß das Herauskommen aus der Apokalypse des Naziregimes ein reiner Gnadenakt des barmherzigen Gottes war. Daraus habe ich dann persönliche Konsequenzen gezogen.

Ich bin freilich nicht nur Pfarrer geworden, sondern habe mich mit derselben Leidenschaft der Geschichte zugewandt. Denn ich wollte genauer wissen, wie es zum Nationalsozialismus gekommen war, vor allem zu seiner abscheulichsten Entartung, dem Beschluß, die Juden auszurotten, zum Holocaust, wie man das heute nennt. Und vor allem wollte ich wissen, warum Christen dazu schwiegen, warum sie nicht den Mut hatten, "nein" zu sagen, und ob sie nicht dadurch ein Stück Mitschuld trugen. Denn ich konnte mich nicht erinnern, daß man uns als Kindern und Jugendlichen irgendetwas Negatives über Hitler gesagt hätte, und ich entstammte einem bewußt christlichen Elternhaus.

Hier erinnere ich an die Schlußbemerkung unseres letzten Abends über die Aufklärung. Die Aufklärung hatte Schattenseiten, und sie machten sich später bemerkbar. Denn daß Hitler in unserem deutschen Volk zur Macht kommen konnte, war kein Zufall, sondern hatte klar erkennbare Gründe. Vielleicht eine der furchtbarsten Wurzeln dieses Geschehens war eine angeblich wissenschaftliche Behauptung der Aufklärer darüber, was die Menschheit sei. Diese wurde unterteilt in Rassen, in edle, schöne, dem Fortschritt zugewandte Rassen, in mittelmäßig begabte und darum kulturell träge Rassen, die eine starke Hand brauchten, und schließlich in kulturzerstörerische schlechte Rassen. Diese angeblich wissenschaftlich untermauerte Idee, für die man aber auf die sonst übliche Beweisführung, die jeder Aufklärer eigentlich immer forderte, verzichtete, wuchs sich im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu einer regelrechten Ideologie oder Glaubenslehre aus. Sie wurde vielleicht am wirksamsten von einem deutschen Musiker vertreten, den man immer noch zu den Großen zählt, von Richard Wagner. Und die Lehrer Adolf Hitlers in Österreich sagten das, was damals die meisten Deutschen auch unterschrieben hätten, nur etwas deutlicher und widerwärtiger: Juden gehören zu den kulturzerstörenden Rassen, und wenn sie die Weltherrschaft erringen, dann wehe der Menschheit.

Inzwischen hatte nämlich die Rassenideologie neuen Nährboden gefunden durch den deutschen Nationalismus. Mehrmals haben wir gezeigt, daß Deutschland vor 1870 ein Flickenteppich von ehrgeizigen Kleinfürsten und ihren Ländchen war, während die umliegenden Völker längst zu nationaler Einheit gefunden hatten. Und als dann endlich eine deutsche Einigung ohne Habsburg zustandekam, war in unserem Land aus echter Nationalgesinnung längst das Unkraut eines von der eigenen Größe besessenen Nationalismus entstanden. "Deutschland, Deutschland über alles!", mit dieser Parole zog man in den ersten Weltkrieg gegen alles Nichtdeutsche und verlor den Krieg natürlich gegen die Übermacht des Rests der Welt. Und anschließend? Da hätte man am liebsten den nationalistisch aufgeblasenen Kaiser Wilhelm wiedergehabt, wovon heute noch ein paar Unverbesserliche aus der rechten Szene träumen.

Man wollte nicht sehen oder einsehen, daß inzwischen, vom leninistischen Rußland einmal abgesehen, die meisten Völker Europas dem Nationalismus und dem auf diesem ungesunden Boden wuchernden Monarchismus ade gesagt hatten und zu demokratischen Regierungsformen gefunden hatten. Das haben die Sieger von Versailles dann auch den Deutschen verordnet und gemeint, so könne man die Deutschen von ihrer nationalistischen Überheblichkeit heilen. Das Gegenteil hat man erreicht. Obgleich jedermann erkennen konnte, daß es den Deutschen in der Weimarer Republik nach einem solch mörderischen Krieg eigentlich recht gut ging, wenigstens bis zur Weltwirtschaftskrise von 1930, war die Demokratie bei einem Großteil der Bevölkerung verhaßt. Sie wurde denn auch bei ihrer ersten großen Belastungsprobe 1933 unter großem Beifall beseitigt, um zu einer neuen Diktatur zurückzukehren. Hitler hätte nichteinmal behaupten müssen, er sei "legal" zur Macht gekommen. Und die neue Diktatur führte dann auch konsequent in eine Katastrophe, die wiegesagt am Ende des zweiten Weltkriegs apokalyptische Ausmaße annahm, nachdem man Ähnliches vorher über andere Länder, vor allem über Rußland gebracht hatte.

Und die Christen? Die meisten unter ihnen stimmten wiegesagt Hitler durchaus bei, und ein anderer bedeutender Teil war der Meinung, diese ganzen Probleme gingen sie nichts an, das habe mit dem Glauben nichts zu tun. Man muß sich die Gründe dazu freilich ein wenig genauer anschauen.

In der napoleonischen Zeit schon war das Christentum mit dem Freiheitskampf verbunden worden, denn "Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte. Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß dem Mann in seine Rechte...". Im deutschen Kaiserreich wurde Gott ganz eindeutig in einen deutschen Gott verwandelt, und das bedeutete natürlich die Verabschiedung des jüdischen Gottes der Hebräischen Bibel mit den entsprechenden Folgen. Jesus konnte man mit einiger Mühe wenigstens in einen gescheiterten Helden verwandeln.

Daneben wurde die Selbstverständlichkeit zum Verhängnis, mit der man eine Obrigkeit akzeptierte, die sich selbst als "christlich" ausgab im lutherischen Sinn. Ich erinnere mich noch gut aus meiner Jugend, wie man im christlichen Umfeld den frommen Bismarck oder Hindenburg verehrte, fast als Glaubenshelden, von der Jerusalemreise Kaiser Wilhelms ganz abgesehen. Auf katholischer Seite hatte man Ähnliches gerade hinter sich, nämlich die Erfindung des Dogmas von der "Unfehlbarkeit des Papstes" und seiner "Apostolischen Autorität". Daß Hitler von einem "positiven Christentum der Tat" redete, das er vertrete und fördere, nahm man schlicht für bare Münze.

Daß Hitlers Antisemitismus bei den meisten Christen Zustimmung fand, war auch nicht verwunderlich, man hatte den Antisemitismus in 1600 Jahren Kirchengeschichte gründlich eingeübt, nicht nur in Kreuzzügen und in der spanischen Judenvertreibung, sondern gerade auch in Deutschland.

Nach dem ersten Weltkrieg gab es aber auch christliche Sozialisten, die das Feld der Sozialfragen nicht den Kommunisten und Sozialisten atheistischer Prägung überlassen wollten. Nun, hatte Hitler nicht ein national-sozialistisches Programm verbreitet?

Andere Christen litten unter der konfessionellen und landeskirchlichen Zersplitterung. Ihnen bot Hitler jene Vereinigung zu einer Deutschen Nationalkirche an, die die zerstrittenen Kirchenführer ja doch nicht zustandebrächten. So müßte er eben das Heil mit Gewalt und durch einen Reichsbischof unter einem Reichskultusminister über die Christen bringen.

Besondere Mühe gab sich Hitler mit der deutschen Jugend. Und da kamen ihm jene Jugendführer gerade recht, die schon in der Weimarer Republik rechtslastige bündische Jugendarbeit betrieben hatten, Wandervogelbünde, nationale Pfadfinder, aber auch jene CVJM-Gruppen, die man nur von ihrem größeren Verband abkoppeln mußte. Sie alle stellten seiner Hitlerjugend die kleinen "Führer", unter denen man die Jugend "gleichschalten" konnte. Wenn wir unsere jetzige Pfadfinderschaft zum Beispiel anschauen: Es wäre damals gar nicht denkbar gewesen, mit Pfadfindern aus England, Frankreich oder Israel Verbindung aufzunehmen, das waren ja "Feinde", von Negern aus Nigeria einmal ganz abgesehen.

Und schließlich bot Hitler den christlichen Kirchen völlige Freiheit in der frommen Betreuung der Seelen an, vorausgesetzt, sie mischten sich nicht "in die Politik". Dieser Vorbehalt galt all jenen, die davon überzeugt waren, ein Christ habe ohnehin nichts mit dem schmutzigen oder gar teuflischen Geschäft der Politik zu tun. Man habe es mit dem Himmel und der Vorbereitung auf den Himmel zu tun und nicht mit der bösen Welt. Rechter Glaube habe es ausschließlich mit "Innerlichkeit" zu tun, so war das in meinem eigenen pietistischen Elternhaus zu hören. Kurzum, von der so diffusen und zerspaltenen Christenheit hatte Hitler keinen Widerstand zu erwarten.

Aber genau aus der christlichen Ecke kam er dann doch. Christen, die nachzudenken fähig waren, merkten, daß die Überordnung von "Führer, Volk und Vaterland" über den Glauben bestimmt nicht der Wille Jesu sei. Es entstand die "Bekennende Kirche". Sie erklärte recht laut, weite Teile der nationalsozialistischen Ideologie seien schlichter "Götzendienst". Christus sei vom Thron gestoßen, und sogar Gott selbst als Schöpfer und Erhalter seiner Welt durch Rassenlehre und Nationalismus ersetzt. Diese "Bekennende Kirche" entschloß sich, Widerstand zu leisten, durch eine gesunde Theologie, durch Predigt, durch Nichtkooperation, durch ein deutlich ausgesprochenes "nein" etwa zur massenweisen Ermordung von Geisteskranken usw. Und dann, als die Ungeheuerlichkeiten des Hitlerregimes eskalierten, schlossen sich Christen auch dem aktiven Widerstand an und der Vorbereitung eines Attentats auf Hitler. Daß es im größeren Rahmen dieser Bewegung aus allen Lagern der Christenheit Märtyrer gab, die ihr Leben ließen, ist im Sommer dieses Jahres durch den Papst selbst dokumentiert worden, als er zwei dieser Märtyrer seligsprach. Es wäre ein Zeichen gewesen, hätte er auch zwei Protestanten seliggesprochen, etwa Dietrich Bonhoeffer oder die Geschwister Scholl. Aber soweit sind wir wohl noch nicht in der Oekumene.

Und dann, 1945, war nach fürchterlichen Zerstörungen ganzer Städte und Landstriche, nach Lahmlegung der Rüstungsindustrie und Besetzung Deutschlands durch übermächtige Militärmaschinerien der Alliierten, der ganze Spuk vorbei. Zum zweiten Mal waren die Deutschen denen, die sie zu Feinden ernannt hatten, auf Gnade und Barmherzigkeit ausgeliefert, und zum zweiten Mal übten diese ein Stück weit Gnade und Barmherzigkeit.

Man muß sich das einfach einmal vergegenwärtigen: Im September 1946, erst eineinhalb Jahre nach dem Flächenbombardement auf Dresden, konnte der Kirchengemeinderat von Rosenfeld beschließen, die Kirche einer Generalerneuerung zu unterziehen. Im Laufe dieser Renovierung erhielt der Chorraum der Kirche jenes gelungene Netzgewölbe, dem kaum je ein Besucher angesehen hat, daß es nicht original ist. Und dann stiftete Heinrich Blickle das Chorfenster, dessen Ausführung man dem Kunstmaler Paul Kälberer übergab. Paul Kälberer hatte jahrelang die Kunstmalerschule im Kloster Bernstein geleitet. Er hatte auch die Chordecke von Rosenfeld bemalt und sich in diesen Raum hineingedacht, dem er nun einen würdigen Abschluß gestalten sollte. Ich weiß nicht, wer die thematische Anregung dazu gab, Bilder aus der Offenbarung des Johannes zu einem Gesamtkunstwerk zusammenzufassen. Aber die Auswahl dieser Bildkomposition aus verschiedensten Abschnitten der Apokalypse beeindruckt mich tief.

Im Allgemeinen lesen Christen die Johannesoffenbarung nur in Auszügen. Vor allem einige der sogenannten "Sendschreiben" an Gemeinden in Kleinasien sind beliebte Predigttexte und enthalten markante Mahnungen, die man früher oft als Konfirmandensprüche benützt hat. Die Fortsetzung, also die zahlreichen teilweise grauenvollen Bilder vom Kampf des Guten gegen das Böse am Ende der Weltgeschichte, liest man seltener. Überaus bekannt aber ist die Vorstellung des "neuen Jerusalem", auf das der Leser als Schlußhoffnung für die neue Welt Gottes hingewiesen wird.

Für mich ist eindrucksvoll, welche Symbole Paul Kälberer ausgewählt hat und welche er offenbar sehr bewußt weggelassen hat. Ich habe die Texte nachgelesen, aus denen die Symbole unseres Fensters stammen. Sie entstammen den Kapiteln 1-5, den Kapiteln 8 und 9 und dem Kapitel 21. Das sind samt und sonders Abschnitte, die angesichts der kommenden Endzeit mahnen und warnen oder Hoffnung machen. Ausgelassen sind offensichtlich alle Texte, die vom Grauen der endzeitlichen Katastrophen reden. Die Botschaft ist also klar: Wir, die Menschen, die eine Ahnung bekommen haben von dem Grauen, das Menschen über Menschen bringen können, sollen uns daran erinnern, daß wir nocheinmal davongekommen sind, daß aber für eine von Gott gesetzte Frist von uns erwartet wird, daß wir dieses Grauen nun nicht verdrängen oder vergessen sollen, sondern die uns gegebene Frist unseres Lebens und des Lebens unseres Volkes nützen sollen, wohl wissend, daß es eine begrenzte Frist sein wird.

Nun aber die Einzelheiten und die zugehörigen Texte aus der Johannesoffenbarung. Am auffälligsten und farbintensivsten ist der himmlische Thron, auf dem der Auferstandene sitzt. Daß er gemeint ist und nicht Gott, erkennen wir an der sogenannten "Mandorla", einem ovalen Rahmen, in den man seit dem frühen Mittelalter Christus oft eingemalt hat.

"Und ich sah...einen, der war einem Menschensohn gleich, angetan mit einem langen Gewand und gegürtet um die Brust mit einem goldenen Gürtel. Sein Haupt aber und sein Haar war weiß wie weiße Wolle, wie der Schnee."

Sehr deutlich sind zwei weitere Aussagen über diesen himmlischen Herrscher. Er weist mit der einen Hand auf seinen Mund, macht also deutlich, daß er den Menschen mit seinem Wort begegnet. In der anderen Hand aber hält er jenes Buch, das nach der Offenbarung die Geheimnisse der Endzeit enthält, und das nur von ihm selbst geöffnet werden kann, wenn Gottes Zeit gekommen ist. Die Gemeinden, an die Johannes schreibt, haben Jesus nicht mehr gesehen und sein Wort nicht gehört, aber für sie gilt wie für die Hörer der alttestamentlichen Botschaft: "Es steht geschrieben".

Über dem Thron erkennen wir sieben Sterne, und unterhalb von ihm sieben Leuchter, die den ganzen Mittelraum des Bildes bestimmen.

"Und er hatte sieben Sterne in seiner rechten Hand", "Und als ich mich umwandte, sah ich sieben goldene Leuchter." "Das ist das Geheimnis der sieben Sterne... und der sieben goldenen Leuchter: Die sieben Sterne sind Engel der sieben Gemeinden, und die sieben Leuchter sind die sieben Gemeinden."

Für den Seher der Offenbarung ist das ungeheuer wichtig. Er verkündet keinen Endzeitkalendar "an sich", sondern ausschließlich als sehr konkrete Gegenwarts-mahnung an genau beschriebene sieben kleinasiatische Gemeinden seiner Zeit. Seine Botschaft gilt also nicht "an sich", sie gilt uns als Gemeinde in unserer jeweiligen geschichtlichen Lage.

Ein mahnendes Bild aus den Sendschreiben hat es Kälberer besonders angetan. Zweimal redet der Seher vom Siegeskranz, der den erwartet, der Christus die Treue hält:

"Sei getrau bis in den Tod, so will ich dir den Lebenskranz geben", und

"Halte, was du hast, daß niemand deinen Siegeskranz nehme".

Dieser Siegeskranz ist über dem Haupt der Thronenden zu erkennen, und er enthält das Zeichen der Vergebung im Tod Jesu Christi, den Kelch des Abendmahls.

Daß es sich um den himmlischen, verherrlichten Christus handelt, zeigt der Regenbogen, über dem der Thron schwebt, und der auch in der Offenbarung an jenen Regenbogen erinnert, der für den geretteten Noah das Zeichen dafür ist, daß er nach überstandener Sintflut weiterleben darf.

"Und der da saß, war anzusehen wie der Stein Jaspis und Sarder, und ein Regenbogen war um den Thron, anzusehen wie ein Smaragd."

Den Thron selbst umgeben vier Throntiere mit Flügeln.

"Und die erste Gestalt war gleich einem Löwen, und die zweite Gestalt war gleich einem Stier, und die dritte Gestalt hatte ein Antlitz wie ein Mensch, und die vierte Gestalt war gleich einem fliegenden Adler."

Man hat später in der Kunst diese vier Throntiere mit den vier Evangelisten in Verbindung gebracht, die am deutlichsten die Geschichte der Erscheinung Jesu Christi unter uns Menschen zur Sprache bringen, möglichst bei Tag und Nacht. Man glaubte die Eigenheiten der vier Evangelien in den Tieren zu erkennen und hat den Löwen dem Markus, den Stier dem Lukas, den Menschen dem Matthäus und den Adler dem Johannes zugeordnet. Der Seher hatte freilich ein alttestamentliches Bild vor Augen, nämlich die Gotteserscheinung bei der Berufung des Jesaja, denn es heißt hier bei ihm:

"Und sie hatten keine Ruhe Tag und Nacht und sprachen: Heilig, heilig, heilig ist Gott der Herr, der Allmächtige, der da war und der da ist und der da kommt."

Der Mittelteil unseres Bildes wird beherrscht von sechs Engeln, die in eine Posaune stoßen. Aber ist nicht in Offenbarung 8 von sieben Engeln die Rede?

"Und ich sah sieben Engel, die vor Gott stehen, und ihnen wurden sieben Posaunen gegeben."

Nun, wenn wir in diesem Kapitel und dem nächsten weiterlesen, treten tatsächlich zunächst nur sechs Engel auf, die warnende Unheilsvoraussagen machen, die zum Teil den ägyptischen Plagen ähnlich sind. Es wird aber auch ausdrücklich gesagt, daß sie eine Art "letzte Warnung" an die Menschen dieser Erde sein sollen. Leider sagt der Seher voraus, daß sich die Menschen von solchen Unglücksereignissen nicht bewegen lassen werden.

"und sie bekehrten sich nicht von ihrem Morden, ihrer Zauberei, ihrer Unzucht und ihrer Dieberei."

Ganz bewußt hat wohl Paul Kälberer nur die sechs ersten Engelsposaunen eingemalt. Denn mit dem Erklängen der siebten Posaune beginnen im 11. Kapitel jene unkorrigierbaren und furchtbaren Endzeitereignisse, die er bewußt weggelassen hat, die Aburteilung der gegenwärtigen Welt. Noch ist es nicht soweit, will uns unser Bild verkündigen, noch ist eine Möglichkeit vorhanden, von den verkehrten Wegen vor Gottes Angesicht umzukehren. Die sechs Posaunen wiederholen also erneut jene Mahnungen der Sendschreiben an die Gemeinden von Kleinasien: Noch habt ihr Zeit. Und sie übertragen diese Mahnungen auf die heute im Gottesdienst versammelte Gemeinde.

Im untersten Viertel unseres Bildes aber springt Kälberer zu jener Hoffnungsbotschaft für eine eigentlich zum Untergang verurteilte Welt: Das himmlische Jerusalem kommt zu den Menschen auf die Erde herunter.

"Und ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabkommen, bereitet wie eine geschmückte Braut für ihren Mann. Und ich hörte eine große Stimme von dem Thron her, die sprach: Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen. Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein."

Das "Neue Jerusalem" als Hoffnung für Christen in einer Welt, die von Katastrophe zu Katastrophe schlittert und dem auf Gott ausgerichteten Menschen alles andere als Heimat sein kann, wird in einer ganzen Anzahl unserer Gesangbuchlieder besungen. Ich habe bis vor Kurzem immer gemeint, das sei eine spezifische christliche Erwartung, bin dann aber von einem jüdischen Rabbi in Hechingen eines Besseren belehrt worden. Wenn , so erklärte er uns, Juden von ihrer heutigen heiligen Stadt reden, sprechen sie nicht von Jerusalem, sondern von Jeruschalayim, und das ist eine hebräische Mehrzahlform, heißt also nicht "das Jersalem", sondern "die beiden Jerusalems". Das ist eine ganz bewußte Namensänderung. Auch Juden verbinden das irdische Jerusalem immer mit dem himmlischen, von dem das irdische ein Abbild sein soll. Das sollte man wissen, wenn man die Stellung von Jerusalem als Zentrum des Judentums überhaupt bei den sogenannten Friedensverhandlungen bedenkt, die mich eher an ein orientalisches Teppichhändlergeschäft erinnern und nicht an den ernsthaften Willen, tatsächlich Frieden zu schaffen.

Wollen wir die Gesamtbotschaft Paul Kälberers und seiner Auftraggeber an die Christengemeinde von Rosenfeld nocheinmal zusammenfassen, jene Gemeinde die hier in der renovierten Kirche Sonntag um Sonntag zum Gottesdienst zusammenkommt und diesem Chorfenster dabei nicht ausweichen kann.

Er wollte wohl sagen: Ihr lieben Christen! Unsere Generation hat die Furchtbarkeit eines diktatorischen Regimes und seiner Weltanschauung ohne Gott kennengelernt. Und sie hat auch die Furchtbarkeit der Konsequenzen erlebt im Grauen des zweiten Weltkriegs. Damals haben wir begreifen gelernt, was die Offenbarung einer in Christenverfolgungen bedrängten Gemeinde sagen wollte, wie sie mahnen und trösten wollte. Der zweite Weltkrieg war noch nicht die Endzeitkatastrophe, aber er wollte uns an sie erinnern und uns mahnen. Denn nocheinmal hat uns unser auferstandener Herr eine Frist geschenkt. Nutzen wir sie?

Genau das wird unsere Frage sein, wenn wir beim letzten unserer sechs Abende über das Leben in der Kirche von Rosenfeld das Jahr 1996, also unsere Gegenwart bedenken.

Fünfhundert Jahre in der Kirche von Rosenfeld - ein Rückblick in die Geschichte

6) Das Jahr 1996

Es ist verhältnismäßig leicht, über frühere Zeiten Urteile abzugeben. Die Betroffenen leben nicht mehr, wir können ihre Wirklichkeit nicht voll erfassen. Wir beschäftigen uns stets mit einer Zeit, die nicht mehr die unsere ist. Natürlich kann man aus vergangenen Zeiten dies oder jenes lernen. Das haben wir an der Ausstattung unserer Kirche anzusprechen versucht. Aber uns als Gegenwartsmenschen und Zukunftsmenschen bewegt das wenig. Meist können wir über Geschichtsrückblicke nicht mehr als das Urteil "interessant" schreiben, gelegentlich auch: So etwas soll unter uns nicht nocheinmal geschehen! oder: Daran wollen wir uns ein Vorbild nehmen.

Unendlich viel schwerer ist es aber, Gegenwärtiges zu beurteilen. Denn dann ist man gleichzeitig Berichterstatter und Betroffener. Und neben dem Berichterstatter stehen immer andere, die das alles so oder anders gesehen haben, also nicht, wie bei alter Geschichte, mit ihren Urteilen schweigen müssen und dem Referenten sozusagen ausgeliefert sind. Man kann protestieren oder sagen: So sehe ich das nicht. Und das Betroffensein des Berichterstatters ist noch problematischer. Er steht nicht über seinem Stoff, was er erzählt, hat ihn selbst geprägt und prägt ihn noch. Er kann höchstens sagen: Wie wird man wohl in zweihundert Jahren, wenn die Menschen dann noch leben, über unsere heutige Zeit denken, sie beurteilen, sie loben oder kritisieren. Aber jetzt sind wir alle, die wir hier sitzen, selbst mehr oder weniger Spielbälle der Geschichte um uns herum. Das stellt jeden Berichterstatter vor die Wahl: Soll er unendlich vorsichtig sein, sodaß er niemand wehtut und möglichst wenig Kritik herausfordert? Soll er irgendwelche Selbstverständlichkeiten von sich geben? Oder soll er sich aussetzen, die eigene Betroffenheit wiedergeben und riskieren, daß über das für und wider diskutiert wird, wobei er dann selbst nicht unverletzt bleiben kann?

Nun, die Zeit zwischen 1946 und 1996 habe ich selbst sehr bewußt erlebt, und dabei hatte ich in doppelter Weise, natürlich nicht im Großen, aber doch auch nicht nur im ganz Kleinen, persönlich zweierlei Standorte zur Grundfrage unserer Jubiläumsabende. Meist war ich ein Betroffener der modernen "Kirchengeschichte", gelegentlich aber auch Mitgestalter, als Beobachter, als Pfarrer, als Dekan des Kirchenbezirks Sulz und jetzt als Ruheständler und einfaches Gemeindeglied in Rosenfeld. Es wird also nicht ausbleiben, daß ich mich in die Überlegungen des heutigen Abends mit einbeziehen muß. Und mein einziger Trost ist dabei, daß das jeder andere auch müßte.

Wir wollen drei Grundfragen unserer Zeit im Blick auf das kirchliche Leben stellen: Wie hat unsere Kirche, vor allem unsere württembergische Landeskirche die Zeit zwischen 1946 und 1996 bewältigt?

Was ist im Kirchenbezirk Sulz, der den Rahmen für das kirchliche Leben in Rosenfeld teilweise abgesteckt hat, in dieser Zeit geschehen?

Und wie sieht das kirchliche Leben in Rosenfeld seit dem Kriegsende selbst aus?

Daß die deutschen Kirchen moralisch angeschlagen aus der Zeit des Dritten Reichs hervorgegangen sind und die Kirchenführer sehr unterschiedlichen Mut zeigten, mit ihrem eigenen Versagen fertigzuwerden, hat man bis zum heutigen Tage mehr oder weniger verdrängt. Wie aber bewältigte man den Neuanfang? Die Hauptentscheidung erfolgte im hessischen Treysa unmittelbar nach dem Kriegsende. Und hier muß man dem altgewordenen württembergischen Bischof Theophil Wurm ein Hauptverdienst zusprechen. Er vor allem war es, der darauf drängte, nun ohne Zwang und vernünftig das anzugehen, worunter man in Dritten Reich so gelitten hatte, die mangelnde Einigkeit unter den deutschen Kirchen zu beseitigen. Zwar waren sich wiegesagt die hohen Kirchenführer nicht einig in Beurteilung und Bewältigung des Versagens gegenüber Hitler. Aber mutig tat man schon vor der staatlichen Einigung wenigstens der Bundesrepublik den Schritt zur Bildung der EKID, später EKD, der Evangelischen Kirche Deutschlands. Man bezog sogar die sowjetische Besatzungszone, die spätere DDR mit ein, was dann wenigstens die Patenschaftshilfe und manches andere etwas erleichterte. Auch die Form der neuen Einheit war später Vorbild für den Staat. Sie geschah "landeskirchlich" mit wenig Dirigismus von oben. Dennoch war nun gemeinsames Reden und Handeln in Fragen der Gesellschaft, der Oekumene, der Diakonie und der mit Entwicklungshilfe verbundenen Mission möglich. Sogar ein neues Gesangbuch entstand, freilich mit recht unnötigen landeskirchlichen "Anhängen". Meiner Meinung nach ist übrigens das nunmehr neueingeführte EKD-Gesangbuch viel zu früh und hastig entstanden. Die Zukunft wird es zeigen. Die meisten Gemeindeglieder haben die Schätze des alten Buchs noch nicht einmal alle entdeckt, an denen sie zunehmend Freude fanden.

1948 hatten auch die nichtkatholischen Kirchen der Welt einen ähnlichen Schritt getan, die Gründung der Kirchenoekumene mit Sitz in Genf und einem "Oekumenischen Rat", in dem zunächst ein gutes Zusammenspiel der Kräfte der "Bekennenden Kirche", der großen CVJM-Führer und für die Probleme der Gesamtwelt offener Kirchenführer zustandekam. Der erste Generalsekretär, der Holländer Visser 't Hooft führte die Oekumene in die Zeit hinein, in der sie weltweit beachtet wurde. Leider hat die katholische Kirche von Anfang an ein klares "nein" zu dieser Form einer Kirchenunion gesprochen.

Das zweite zu lösende Problem war die Finanzierung der kirchlichen Arbeit. Auch hier muß an einen württembergischen Bischof gedacht werden. Bischof Martin Haug war von Anfang an gegen den staatlichen Kirchensteuereinzug, und er trat in den vorzeitigen Ruhestand, als sich die Kirchen für die Kirchensteuer aussprachen. Der Grund für sein "nein" wird heute immer deutlicher, wo das System der Kirchensteuer in eine immer offenkundigere Schräglage gerät. Haug war überzeugt, die Auslieferung der Finanzen der Kirche an den Staat sei ein Stück Glaubenslosigkeit und ein Stück Versuchung zur Trägheit. Es ist zu früh, darüber ein Urteil zu sprechen, und ohne die zunächst reichlich fließende Kirchensteuer wäre vor allem der technische Wiederaufbau zerstörter Kirchen sowie der Bau neuer Gemeindezentren in Neubausiedlungen und in den alten Gemeinden kaum so reibungslos möglich gewesen. Aber die Macht kirchlicher Finanzbehörden wuchs und wuchs, und sie waren zunächst durchaus nicht bereit, diese nach "unten" abzugeben. Es war, als traue man den Gemeinden vor Ort nicht zu, mit Geld verantwortungsvoll umzugehen. Jetzt, da kein Geld mehr vorhanden ist, schiebt man die Verantwortung für die Mittel nach unten ab. Imponierend war der theologische Neubeginn auf den Universitäten auf dem Hintergrund der Erfahrungen mit den nationalistischen Verirrungen in der Zeit des Dritten Reichs. Ich habe noch in einer Zeit studiert, in der die großen Theologen der "Bekennenden Kirche" und andere aufgeschlossene und qualifizierte Lehrer mit großer Souveränität ihr Wissen und ihren Überblick an ihre Studenten weitergaben, und diese auch gern studierten und das Erlernete in den Gemeinden umsetzten. Ich bezweifle, ob ich heute an einer evangelischen Fakultät ein Universitätsstudium beginnen würde. Es ist bald alles viel vorsichtiger, zweitklassiger und unklarer geworden, Man fragte nun zuerst, wie man dem Proporz zwischen "moderner Theologie" und "konservativer Glaubenslehre" gerecht werden könne, wenn es um die Besetzung einer Professur ging. Mir fehlen heute die mutmachenden Impulse für die verbliebenen Studenten, und mit der dementsprechenden Unsicherheit gehen sie dann auch ins Pfarramt.

Und hier sind wir nun an jener schwerwiegenden und lähmenden Entwicklung angekommen, die bis in unsere Gegenwart vor allem unsere württembergische Kirche prägt: Die theologische Parteibildung, der Kampf der konservativ-pietistischen Kräfte, die sich unter den Stichworten "Lebendige Gemeinde" oder "Bekennende Kirche" entschieden gegen alles wandten gegen das, was man törichterweise "Moderne Theologie", "glaubenszerstörenden Pluralismus" usw. nannte, von der Verketzung unter dem Stichwort des Namens von angeblich zu "liberalen" Theologen einmal ganz abgesehen. Seither herrscht in Württemberg ein Dauerpatt zwischen konservativen und progressiven Kräften, das in den Gemeinden ein heilloses Durcheinander zustandegebracht hat und zu weithin ungunstigen Konfrontationen geführt hat, an welche nach dem Dritten Reich niemand auch nur zu denken gewagt hätte. Mehr will ich zu dieser oft fast komödienthaften, im Ganzen aber höchst bitteren Entwicklung nicht sagen. Unter bayrischen und thüringischen Pfarrern mußte man sich als Württemberger über drei hintereinanderfolgende Kampfabstimmungen um das Amt des Landesbischofs tief schämen.

Allerdings müssen Entscheidungen erwähnt werden, die dieser Polarisierung folgten. Denn plötzlich wurde jede Synodalwahl eine Kampfabstimmung. Die kirchliche Partei entschied, wer in die Landessynode gelangte, nicht die Fachkompetenz. Und das sollte sich schnell bemerkbar machen. Mit drei Stimmen der Fraktion der "Lebendigen Gemeinde" wurde durch die württembergische Synode eine stärkere Zentralisierung der EKD durch eine gemeinsame "Grundordnung" zu Fall gebracht, die Millionen von Kirchensteuer gespart hätte. Nicht einen Gedanken verschwendete die württembergische Synode auf diese Einsparungen, man hatte ja noch genug Mittel. Aber in keiner anderen Landeskirche hatte die "Lebendige Gemeinde" einen vergleichbaren Einfluß. Da wollte man nichts an eine deutsche Kirche preisgeben. Es könnte ja sein, daß man sich dem teuflischen Pluralismus aussetzen würde. Ähnlich war es mit der Entscheidung über die Aufnahme sämtlicher Theologiestudenten ins Vikariat und Pfarramt ohne Rücksicht auf Kenntnis und Eignung. Hier rächte sich eine Fehlentscheidung schon drei Jahre später, als die Mittel knapp wurden. Nun haben wir eine große Zahl mangelhaft fähiger Pfarrer und müssen Spitzenkräfte unter den Theologiestudenten in die Arbeitslosigkeit entlassen. So macht die Landessynode derzeit Kir-

Und dann ging in unserem Land der Mythos vom frommen Württemberg zugrunde. Die wachsenden steuerlichen Belastungen vor allem der Besserverdienenden führten dazu, daß diese und zahlreiche andere, die Geld sparen wollten, einfach aus der Kirche austraten und sich nicht um die Tradition ihrer treu-württembergisch-frommen Großeltern kümmerten. Und seitdem ist in der Württembergischen Landeskirche eine Art Panik ausgebrochen, und bei allem, was man seitdem vom Oberkirchenrat zu hören bekommt, spielt immer das Geld die entscheidende Rolle. Dagegen fehlt es weitgehend an überzeugenden Impulsen im Blick auf die Gemeinde der Zukunft, wo jeder eine andere Idee hat, und im Blick auf anstehende theologische Probleme. Ich nenne, weil ich da selbst engagiert bin und bittere Erfahrungen mache, die Frage des Verhältnisses von Juden und Christen. Wenn man in der Pfarrerschaft und beim Oberkirchenrat auf dieses Problem aufmerksam macht, ist die permanente Antwort: Ja, ganz richtig, schwäbisch: "Mr sott". Aber im Fortbildungsprogramm für Pfarrer sucht man vergeblich nach diesem Thema, und, um in der Nähe zu bleiben, beim Arbeitskreis für Jüdisch-christliches Gespräch in Balingen, wo entscheidende Auslegungsfragen an der Bibel zu diesem Thema besprochen werden, ist von rund 60 angesprochenen Pfarrern aus Sulz und Balingen bislang gerade einer aufgetaucht und hat Interesse gezeigt.

Aber damit wären wir von den großen Linien der württembergischen Landeskirche bereits auf der Ebene der Kirchenbezirke angekommen. Ich gebe gerne zu, daß das ein für ein Rosenfelder Gemeindeglied fast abwegiges Thema ist, denn wo spürt man schon etwas von dem, was Aufgabe eines Dekanats und einer Bezirkssynode sein sollte oder ist. Mancher hier wird sich fragen: Wozu haben wir überhaupt einen Dekan? Einmal alle vier oder sechs Jahre taucht er auf, hält einige Besprechungen mit den Gemeindegremien, hört sich Klagen oder positive Selbstdarstellungen an, grüßt die Gemeinde mit einem Grußwort im Gottesdienst, in dem er sich die Predigt des Pfarrers oder der Pfarrerin zu Gemüte führt, ohne dazu viel zu sagen, man könnte ja in ein gruppenspezifisches Fettnäpfchen treten und den Glaubensgrund eines Kollegen verletzen. Und dann fährt er wieder heim, schreibt einen Bericht fürs Archiv des Oberkirchenrats, und alles bleibt beim Alten. Ich vermute, so würde ich auch denken, wäre ich nicht 20 Jahre lang selbst Dekan in Sulz gewesen.

Und gerade weil ich in dieser Zeit ein paar Dinge in Bewegung zu bringen versucht habe, fällt es mir schwer, jetzt davon zu reden, es könnte nach Selbstbeweihräucherung klingen. Ich tu es aber doch, gerade weil ich für manche Gemeinden, Pfarrer und Pfarrerrinnen kein besonders bequemer Dekan gewesen bin. Daß man über mich schimpfte, daran habe ich mich im Lauf der Zeit gewöhnt. Aber lassen Sie mich über einige Möglichkeiten und Notwendigkeiten des württembergischen Dekanatssystems reden, die sich mir deutlich zeigten.

Als ich, vor nunmehr 28 Jahren, nach Sulz gerufen wurde, lag ein wahrer Berg an Bauaufgaben vor mir. Fast alle Pfarrhäuser und die meisten Kirchen mußten renoviert werden. Weit über drei Viertel der Gemeinden hatten keine Gemeindehäuser. Kindergärten mußten neu errichtet werden, denn alle Welt meinte, Kinder würden in Häusern, die die Kirche gebaut habe, besser betreut. Kurz nachdem ich in den Ruhestand trat, erhielt die letzte der Sulzer Gemeinden Gemeinderäume. Ziemlich alle Kirchen waren in ordentlichem Zustand, und wenn die Pfarrhäuser nicht einigermaßen bewohnbar gewesen wären, hätten wir viel mehr Vakaturen verkraften müssen.

Kurz nach Beginn meiner Tätigkeit machte man in der Landeskirche mit viel Geld und Aufwand in vier Kirchenbezirken ein Experiment, von dem außer Bergen von Berichten nicht viel übriggeblieben ist. Man wollte die einzelnen Distrikte zu mehr Zusammenarbeit bewegen. Damals habe ich den Oberkirchenrat gebeten, mir zu erlauben, das Mögliche aus diesen Experimenten auf den Sulzer Dekantsbereich zu übertragen, und man hat es mir erlaubt. So ist unser Nahbereichskonzept entstanden, das die kirchlichen Entscheidungen auf jene Bereiche verlagern sollte, wo sie wirksam werden, dort, wo ein paar Gemeinden, die sowieso bürgerlich zusammenwirken, kirchlich aber einsam und allein vor sich hinsturzelten, genau so gut auch zusammenarbeiten und dadurch viel Kraft sparen könnten. Daß man zum Beispiel auf dem kleinen Heuberg einen regen Kanzeltausch hat, daß die meisten Gemeinden vom Prinzip: "Unser Pfarrer gehört nur uns allein" abgekommen sind und auch Lektoren und Ruheständler akzeptieren, ohne daß sich der Gottesdienstbesuch wesentlich verkleinert, daß die Pfarrer auch in anderen Fragen ein Team bilden, das können Sie in der Württembergischen Landeskirche lange suchen. Bei uns ist es gottlob selbstverständlich geworden und fällt sogar dem Landesbischof auf, wenn er mal zu Besuch ist.

Das war er ja neulich bei unserem "Kleinen-Heuberg-Fest". Ursprünglich gab es auf dem Kleinen Heuberg alle zwei Jahre ein großes Missionsfest. Langsam hat sich das, vor allem, als man eine Reihe von Kirchtürmen verbessern mußte, zu einem Fest der Solidarität unter den Evangelischen auf dem Kleinen Heuberg weiterentwickelt.

Was mit auf mein Drängen geschah, war der Bau einer regionalen Tagungsstätte für die Kirchenbezirke Balingen, Sulz und Tuttlingen, das "Haus Bittenhalde" in Tübingen. Es war nicht einzusehen, daß die Gemeinden und Nahbereiche, die etwas für die Weiterbildung ihrer Mitarbeiter, für die Randgruppen der Kirche, für die Diskussion über anstehende Fragen der Kirche und des Lands und für vieles andere tun wollten, endlose Wege zu Tagungsstätten in Bad Boll oder Löwenstein zahlen sollten. Ich bin mir nicht sicher, ob ich hier richtig lag, denn das Haus hatte von Anfang an ein Image, das es pietistischen Gemeinden nicht erlaubte, es anzunehmen. Vielleicht war auch mein Anliegen, die Gemeinden sollten Weiterbildungsmöglichkeiten für ihre Gemeindeglieder anbieten, zu sehr eine Eigenheit, auf der nur wenige mir folgten, die Pfarrer selbst ausgenommen, und bei denen muß ich zugeben, daß ich sie bei kirchlich-theologischen Arbeitsgemeinschaften und Pfarrkonventen schön unter Druck setzte, leider kann ich nicht kontrollieren, ob sie das in ihren Gemeinden umsetzen konnten. Viele einzelne Gemeindeglieder aber werden für die Angebote von Tübingen dankbar sein, für die Witwenfreizeiten, die Chorfreizeiten, die biblischen Arbeitskreise, die Kinderkirch- und Kindergartenleiterinnenweiterbildung usw. Die Folge der meist sehr knappen Belegung des Hauses von Seiten der Bezirksgemeinden war freilich, daß wir das Haus anderen gesellschaftlichen Gruppen öffnen mußten, wobei ich hoffe, daß auch Gewerkschaftler, Soldaten, Unternehmer, politische Gruppen und andere etwas vom guten Geist des Hauses spürten. Daß sie mit dessen guter Küche zufrieden waren, hörte ich immer wieder. Doch nun soll es genügen mit den Dingen, die wir auf Kirchenbezirksebene anstoßen oder durchführen konnten, und von denen die Einzelgemeinden nur soviel spürten, als die Pfarrer durchließen.

Wenden wir uns also unserem dritten Thema zu: Wie sieht das kirchliche Leben in Rosenfeld selbst aus?

Da bin ich ja nun in einer sehr viel besseren Lage als beim vorherigen Überblick. Seit etwas mehr als acht Jahren bin ich als Ruheständler Gemeindeglied der Kirchengemeinde Rosenfeld und beobachte ihr Gemeindeleben und seine Eigenheiten und Besonderheit mit Aufmerksamkeit und, solange es die Kräfte zulassen, auch mit Engagement.

Ich möchte es gleich vorweg sagen: Wenn ich auf unsere Rosenfelder Kirchengemeinde schaue, bin ich im Blick auf die christliche Kirche viel optimistischer wie beim Überblick über den größeren Rahmen. Gewiß reifen auch nicht alle Blüten, die sich zu entfalten beginnen, aber es ist eine Menge von dem gelungen, wovon, wenn mich nicht alles trügt, Kirchengemeinden zukünftig leben werden.

Beginnen wir mit einer scheinbaren Äußerlichkeit. Rosenfeld ist eine der wenigen Kirchengemeinden, in der bei der letzten Besetzung einer Frau gegenüber einem Mann der Vorzug gegeben worden ist. Es gibt schon eine große Anzahl von Pfarrerinnen in unserer Landeskirche, aber meist sind sie auf ihre Stellen gekommen, weil sich sonst niemand beworben hat. Und wenn ich Gemeindeglieder frage: Sie sind mit dieser Wahl des Kirchengemeinderats hochzufrieden.

Das hat aber zu weiteren Schritten geführt, ohne die es Frau Henrichsmeyer schwer hätte. Wenn man in anderen Gemeinden nach den ehrenamtlichen Mitarbeitern fragt, wird man oft auf den Kirchengemeinderat verwiesen, den ja jede Gemeinde haben muß. Daß der Rosenfelder Kirchengemeinderat selbständig und effektiv arbeitet, darüber muß man nicht viel Worte machen. Daß er aber sozusagen umgeben ist von einer wesentlich breiteren Zahl von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, das ist bei weitem nicht so selbstverständlich. Denn diese Mitarbeitergruppen bilden weitgehend selbständige Arbeitsteams, die ihren Dienst ohne Direktaufsicht oder Kommando des Pfarramts tun, im Frauenkreis, in der oekumenischen Frauengruppe, in der Altenarbeit, im Besuchsdienst, im Kindergottesdienst usw. Daß das auch in der Jugendarbeit so ist, ist üblich, nicht aber die Form und die Zahl der erreichten Jugendlichen. Wir kommen noch drauf. Äußerliches Zeichen ist vor allem auch die Mitgestaltung des Gottesdienstes in verschiedenster Form.

Besonders auffällig ist die oekumenische Basiszusammenarbeit auf Gemeindeebene. Daß man einen oekumenischen Kirchenchor hat, gemeinsame Gottesdienste und, man darf es schon beinahe nicht laut sagen, ohne in Rottenburg denunziert zu werden, gemeinsame Abendmahlsfeiern veranstaltet, in Gruppen und zu gemeinsamen Einsätzen verschiedenster Art zusammenkommt und daß sich die zuständigen Seelsorger gut verstehen, das ist alles andere als selbstverständlich. Aber auch hier wollen wir der Arbeit an der Basis mehr zutrauen als den trägen und unbeweglichen Instanzen an der Spitze der beiden Kirchen. Weh tut mir allenfalls, daß sich pietistische Grüppchen auch in Rosenfeld von der Kirche abgesetzt haben und meinen, ihre Arbeit sei biblischer oder frömmere. Und bei der gesamten Frage

der Mitarbeit in der Gemeinde hätte ich auch eine Anregung weiterzugeben: Die bewußte Mitarbeiterschulung in technischer und theologischer Hinsicht sollte intensiviert werden, denn auch ein Mitarbeiter kann nur "ausgeben", wenn er vorher "eingenommen" hat.

Kirchenchor und Posaunenchor und derzeit zwei Organisten haben den musikalischen Part übernommen. Daß der Kirchenchor nicht nur oekumenisch ist, sondern auch für den Dienst in beiden Gemeinden geschult wird und dabei auf musikalische Wege geführt wird, die für manche in beiden Konfessionen neu sind, muß als große Ausnahme besonders unterstrichen werden. Entscheidend wird sein, wie sich die Nachwuchsfrage für diesen Chor gestaltet. Er wird sein Niveau auf Dauer nur halten können, wenn immer wieder einmal ein miteinander bekannter Schwung junger Stimmen nachrückt, das wäre eine Zukunftsaufgabe der Pfadfinderschaft. Der Posaunenchor ist wieder einmal ein Musterbeispiel für die Zusammenarbeit auf Nahbereichsebene und tut seine Dienste mit ungewöhnlichem zeitlichem Einsatz, denn er ist ja beileibe nicht nur für Rosenfeld selbst da.

Die meisten Gemeinden der Landeskirche würden die Pfadfinderarbeit unter der Rosenfelder Jugend schon von den Zahlen her mit Staunen zur Kenntnis nehmen. Denn inzwischen sind die Jugendgruppen sogar großer Gemeinden zu kümmerlichen Häufchen zusammengeschmolzen, und auch die Installation hauptamtlicher "Jugendreferenten" in den Bezirken hat daran wenig ändern können. Ein leichtes Unbehagen macht mir freilich die gänzliche Unabhängigkeit der Pfadfinderschaft von der übrigen Gemeindearbeit. Ich habe seit meiner ersten Pfarrstelle in einer Stuttgarter Großgemeinde immer die Linie vertreten: Jugend muß Gemeinde werden, wenn Jugendarbeit an ihr Ziel kommen will. Natürlich wird das intensive Mitmachen in der Jugendarbeit eines Tages abnehmen, wenn man durch die Berufsausbildung und durch die noch viel größere Aufgabe einer jungen Ehe und Kindererziehung auf neuen Gebieten gefordert wird. Dennoch: Die Bindung zur Kirchengemeinde sollte dann nicht abreißen. Und dem könnte ein stärkerer Normalgottesdienstbesuch und die Suche nach Rat und Hilfe Älterer in den Gruppen nur hilfreich sein. Dies ist keine Kritik an der Form, aber eine Anregung. Alt und jung zusammen macht auch Spaß, und zwar für beide.

Selten findet man in den Gemeinden auch eine so intensive Kinderkircharbeit mit nicht nur qualifizierten Helfern, sondern auch einer größeren Kinderschar. Ich habe neulich aus einer sonst ganz aktiven Gemeinde gehört: Leider habe man in der Kinderkirche zur Zeit mehr Helfer als Kinder. Daß der Kindergarten seine kirchliche Aufgabe ohne großes Aufheben und ohne ständiges Ausblicken nach pfarramtlicher Hilfe tut, wird der neuen Form der gesamten Jugendarbeit gerecht.

Alles redet derzeit in der Kirche zuviel vom Geld. Und allgemein redet man auch von schwindender Opferbereitschaft der Gemeinden. Davon ist in Rosenfeld nichts zu spüren, wenn man nur die normalen Gottesdienstopfer betrachtet. Und wenn mir jemand bei Beginn meiner Tätigkeit in Sulz das Bau- und Renovierungsprogramm der Rosenfelder Kirchengemeinde vorgelegt hätte und gesagt hätte: Das wollen wir in dreißig Jahren schaffen, hätte ich gelacht oder gesagt: Ihr seid wohl verrückt geworden. Dabei sind Baumaßnahmen angefallen, mit denen kein Mensch gerechnet hatte: Das neue Walmdach fürs Pfarrhaus, die zweimalige Nachbesserung der Außenfassade des Gemeindehauses, die bedeutenden Mehrausgaben für die Innenrenovierung der Kirche in Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt, und schließlich die sofortige Anschaffung einer neuen Orgel. Sie ist in unserer erneuerten Kirche eigentlich das Glanzstück, und leider tut man meist erst beim Verlassen des Gottesdienstraums einen Blick auf dieses nicht nur musikalisch, sondern auch gestalterisch ungewöhnlich gelungene Glanzstück. Ich bin mir völlig darüber im Klaren, daß das nicht möglich gewesen wäre, wenn sich die Rosenfelder Unternehmerschaft, wie ringsumher in vielen Gemeinden der Landeskirche, vom kirchlichen Leben abgesetzt hätte. Und ich weiß sehr wohl, wie leicht man es sich in der Zeit der 1968er-Studentenrevolte gemacht hat, die Unternehmerschaft mit völlig irrealen unternehmerfeindlichen Parolen unter jungen Leuten auf den Universitäten und leider auch auf Kanzeln zu ärgern. Ich weiß natürlich auch, welche Rolle die Hahnische Stunde unserer Stadt gespielt hat dafür, daß sich unsere Unternehmerschaft nicht von der Kirche abgewandt hat, die es ihr manchmal schwer gemacht hat. Das wirkt sich jetzt, wo die rebellischen jungen Leute oft recht verbissen um ihren Pfarrersgehalt kämpfen, ohne zu bedenken, wo er denn herkommen soll, schon im Großen aus, wieviel mehr in einer Kirchengemeinde, die immer wieder betteln muß, um die selbstgesteckten Aufgaben zu bewältigen. Ich kann nur hoffen, daß das weiterhin so bleibt, aber meine Hoffnung ist nicht unbegründet, und unsere Landeskirche täte gut daran, über fehlendes Geld nicht nur zu jammern, sondern sich ihrer Unternehmerschaft auch offen und freundlich zuzuwenden und ihr Mut zu machen für den Dienst eines Christen in der Welt.

Und hierbei komme ich zum letzten Punkt, in dem ich als Wahlrosenfelder hocheifrig bin. Das ist die gute und für beide Seiten vorteilhafte Zusammenarbeit mit der bürgerlichen Gemeinde. Ich habe immer die Meinung vertreten, ein Christ dürfe sich nicht von seiner politischen Verantwortung selbst entlassen. Das hat wenig zu tun mit Parteipolitik, schon etwas mehr mit Interessenpolitik, in der man akute ökologische, frauenrechtliche oder Dritte-Welt-Themen aufnimmt und vertritt. Aber das Entscheidende muß vor Ort geschehen. Und hier erinnere ich immer wieder an jenen Brief des Propheten Jeremia an die von Nebukadnezar nach Babylon verschleppten Juden, denen er zum allgemeinen Entsetzen der Betroffenen schreibt: "So spricht der Herr: Suchet der Stadt Bestes, in die ich euch habe wegführen lassen, und betet für sie, denn wenn es ihr gut geht, geht es euch auch gut". Es ist leicht, in einer Stadtverwaltung und ihren Gremien ein notwendiges Übel zu sehen, womit doch ein frommer Christ nichts zu tun habe, weil er ja eigentlich eine andere und bessere Heimat habe. Das aber hat mit der Bibel alten und neuen Testaments nichts zu tun und ist auch nicht fromm. Gott hat uns in ein weltliches Gemeinwesen hineingestellt. In dieser Stadt ist ein Rosenfelder und ein Zugezogener zu Hause, und es ist mehr als schäbig und gänzlich unchristlich, von ihr immer nur etwas zu verlangen, aber kein Stückchen Kraft ihr zur Verfügung zu stellen, damit es Freude mache, in ihr zu leben. Auch hier können Christen Zukunft gestalten auf gute Art und Weise, und ich kann dazu nur immer wieder aufrufen. Gott wird uns ganz gewiß am Ende unseres Lebens nach allen Verantwortungsbereichen befragen, in die er uns hineingestellt hat, und dazu gehört, es mag unförmlich klingen, ist es aber nicht, auch die Kommunalpolitik. Diese aber wird natürlich gut daran tun, auf Rat und Meinung von Christen ebenso zu hören wie auf andere Ratgeber. Auch darin scheint mir Rosenfeld ein Vorbild zu sein.

Liebe Zuhörer: Sie werden gemerkt haben, daß ich ein Optimist bin und kein weltflüchtiger Pessimist, und daß ich desto optimistischer wurde, je mehr ich mich jenem Bereich angenähert habe, in dem jeder unter uns etwas tun kann. Die Kirchen sind immer aus kleinen Gemeinden entstanden und nicht umgekehrt, und vom Leben der kleinen Gemeinden lebt auch die größte Kirche. Wenn wir das wiederentdecken, habe ich für die Zukunft der Christen keine Sorge mehr.

Mancher wird jetzt sagen: Das war aber ein gewaltiger Rundumschlag! Wie soll man alle die angeschnittenen Themen bedenken können. Das wird von Ihnen gewiß nicht verlangt. Aber vielleicht hat Sie dieses oder jenes geärgert oder betroffen gemacht, dieses oder jenes auch gefreut und zum Weiterdenken animiert. Denken und arbeiten Sie genau daran weiter, wenn Sie den Rest wieder vergessen, ist das kein Schade.